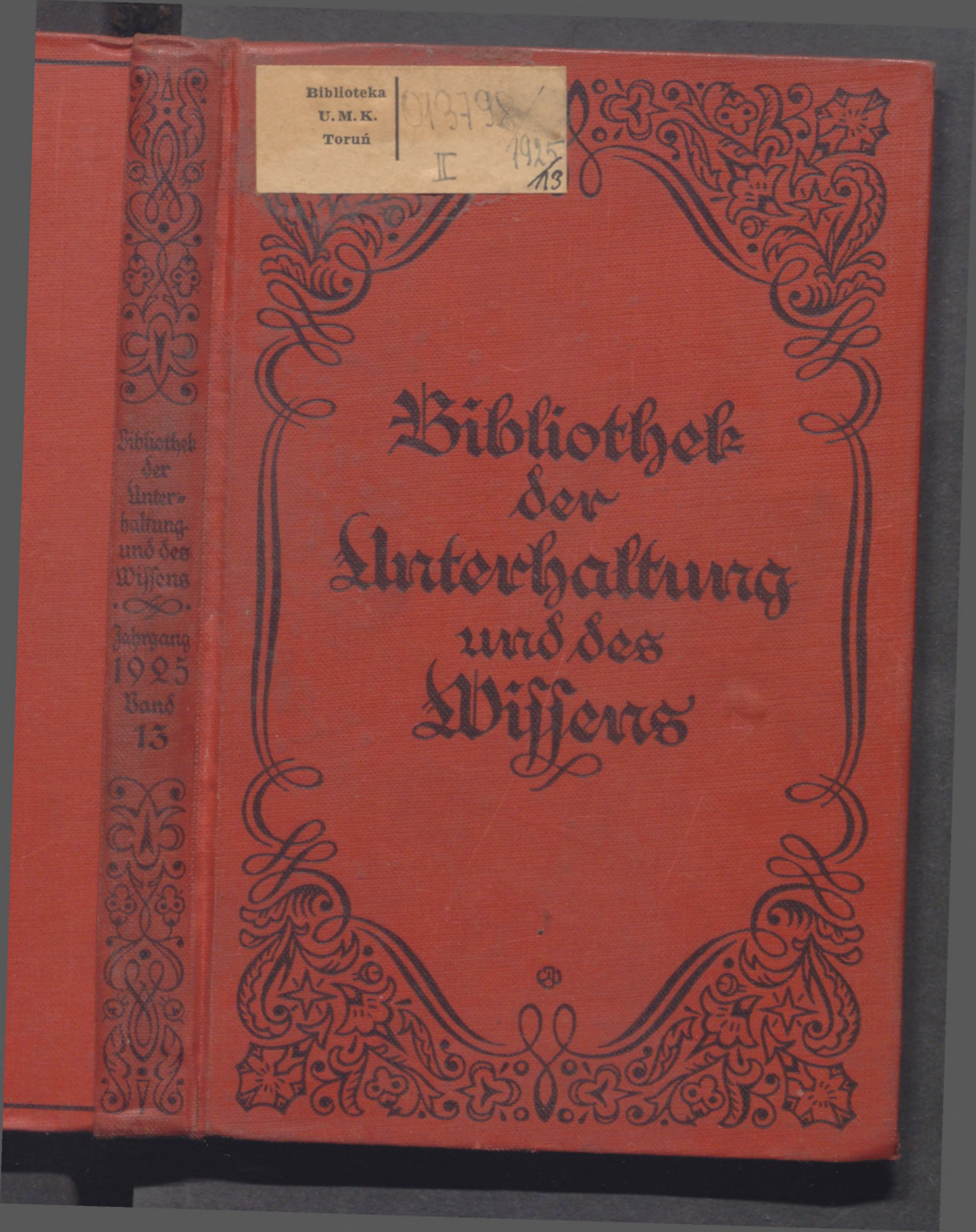


Biblioteka U.M.K. Toruń
013798
1925 II 13



Von der **Bibliothek der Unterhaltung und des Wissens** erscheint alle vier Wochen ein Band zum Preise von Rm. 1.30 (ausschließlich Bestellgeld). Zu beziehen durch alle Buch- und Zeitschriftenhandlungen; wo keine solche zu erreichen ist, auch durch die Post vierteljährlich

Union Deutsche Verlagsgesellschaft, Stuttgart, Berlin, Leipzig

Warum Freiluftgymnastik?

Ein Führer zu den inneren Grundlagen der Freiluftkörperkultur

Von Alfred Körner

117 Seiten mit 47 Abbildungen

Mit mehrfarbigem Umschlagbild. Preis Rm. 2.—

Die Freiluftgymnastik ist viel umfeindet. Körners Buch ist keine Streitschrift, sondern ein logisch aufgebauter Werberuf gegen falsche Prüderie und für eine vernünftige Freiluftbetätigung. Die bildlichen Darstellungen sind glänzend instruktiv.

„Anhaltische Sport-Zeitung", Cöthen-Anhalt.

Zu haben in allen Buchhandlungen

Union Deutsche Verlagsgesellschaft, Stuttgart, Berlin, Leipzig

Vater, ich rufe dich!

Lebensroman eines Priesters

Von Maria Melchers

328 Seiten. In Ganzleinenband Rm. 6.—

Das Berliner Tageblatt schreibt über diesen neuen Roman:

„Ein seltenes Buch, inhaltlich wie der Form nach gleich anziehend. Seit Anzengruber, Rosegger, Ohorn haben sich viele Schriftsteller mit dem Problem des Eheverbots der katholischen Geistlichkeit beschäftigt. Vielleicht ist es keinem gelungen, so tief und so rein von diesen Dingen zu reden wie Maria Melchers; hier wird nicht Kritik geübt oder Tendenzen kalt verfochten. Hier hat ein Dichter das schwierige Problem ganz von innen heraus angefaßt. Sein Pfarrer Urbanus Tinkleff ist in erster Linie ein Mensch, kein Schwächling, auch kein Abtrünniger, sondern ein Gläubiger, ein Idealist in des Wortes allerbester Bedeutung. Sein Leben ist Kampf um Ideale, sein Ringen ist ehrlich, denn es ist durchpulst von Glauben und Ehrfurcht vor dem Althergebrachten. Es ist nicht zu bezweifeln, daß dies Buch der Verfasserin den Respekt zahlreicher Freunde ernster und gediegener Unterhaltungslektüre eintragen wird.“

Zu haben in allen Buchhandlungen

Korpulenz macht alt!

Fettleibigkeit wird durch die **„Hegro"-Reduktionspillen** beseitigt. Preisgekrönt mit goldenen Medaillen und Ehrendiplom. **Kein starker Leib, keine starken Hüften, sondern jugendlich schlanke elegante Figur.** Kein Heilmittel, kein Geheimmittel. Garantiert unschädlich. Ärztlich empfohlen. Keine Diät. Viele Dankschreiben. Preis 4 M. Porto 30 Pf. Versand durch:

Simon's Apotheke, Berlin C 2/161, Spandauerstraße 17

Berlins älteste Apotheke

Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart, Berlin, Leipzig

DER RHEIN
in Vergangenheit und Gegenwart

Eine Schilderung des Rheinstromes und seines Gebietes von den Quellen bis zur Mündung mit besonderer Berücksichtigung von Land und Leuten, Geschichte, Geistesleben und Kunst, Landwirtschaft und Industrie

In Verbindung mit Museumsdirektor Dr. A. Hoff (Duisburg), Dr. O. Meynen (Köln), D. H. Sarnetzki (Köln) und Dr. F. Steinbach (Bonn) bearbeitet und herausgegeben von

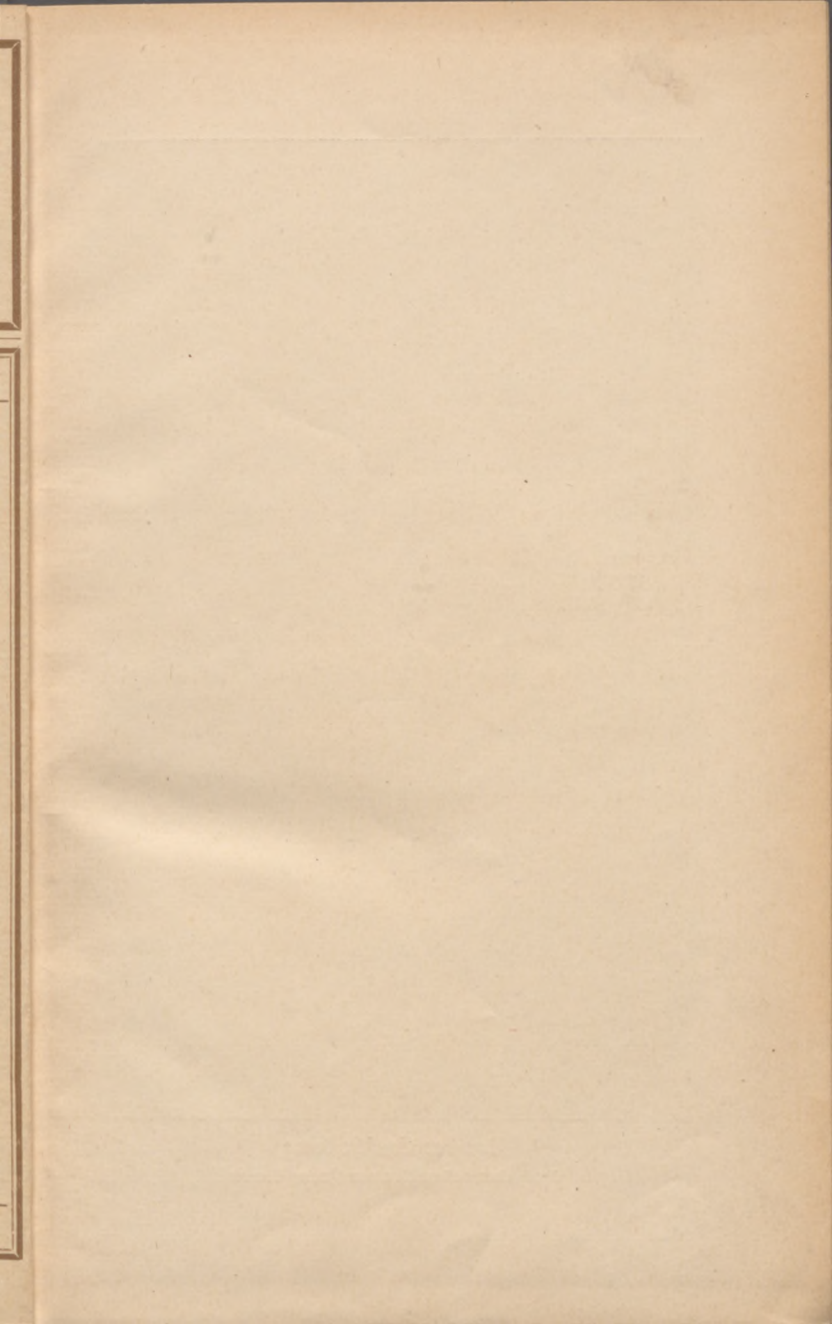
OTTO BRÜES

Groß-8° / 390 Seiten mit 8 Einschaltbildern in Offsetdruck, 261 Textbildern und 10 Kartenskizzen / In Ganzleinenband mit Deckelbild von Prof. L. Hohlwein / Rm. 20.—

„Es gibt wenige Rheinbücher, die so prächtig sind wie dieses Buch. Es sollte nicht nur das Lieblingsbuch des Rheinländers, sondern das Lieblingsbuch des deutschen Volkes werden. Hell leuchtet und glüht durch das ganze Buch der frohe, stolze Glaube, daß die rheinische Art innerhalb der deutschen zu einer besonderen Aufgabe berufen sei. Das ist der Glaube, aus dem dieses Buch geboren wurde und der es durchdringt bis in das letzte Wort, ja bis in die kleinsten Buchstaben hinein. Ein weiterer Vorzug des Buches besteht in seinem unübertroffenen Bilderreichtum. So schöne und so treffende Bilder vom Rhein findet man wohl noch nicht beisammen wie hier. So haben der echte deutsche und rheinische Geist, die packenden Schilderungen und die vorzüglichen Bilder in ihrer Einheit ein Werk geschaffen, das in unserer Literatur immer obenan stehen wird."

Düsseldorfer Zeitung

Zu haben in allen Buchhandlungen





Vor der Entscheidung

Nach einem Gemälde von Franz Simon

Bibliothek der Unterhaltung und des Wissens

Mit Originalbeiträgen von
hervorragenden Schriftstellern und Gelehrten
sowie zahlreichen Illustrationen

13. Band / Jahrgang 1925



Union Deutsche Verlagsgesellschaft
Stuttgart / Berlin / Leipzig / Wien



Druck und Copyright der Union Deutsche Verlagsgesellschaft
in Stuttgart

Inhaltsverzeichnis

Mannigfaltiges

Rätsel

Zwei Kunstblätter

Das Nesthäkchen

Erzählung von Horst Bodemer

Der Herr Bäckerobermeister Streunert war eine wichtige Persönlichkeit in dem dreieinhalbtausend Einwohner zählenden Städtchen. In der Stadtverordnetenversammlung hatte man ihn zum Vorsteher fast einstimmig gewählt. Er besaß am Markt eines der schönsten Häuser; das Geschäft ging ausgezeichnet. Sein verheirateter Sohn bediente die Ladenkundschaft, und in dem kleinen Zimmer hinter dem Laden wurde oft recht hitzig gestritten um das Wohl und Wehe der Stadt und auch des ehrsamen Handwerkerstandes. Dann und wann versammelten sich die Meister im Saale des „Goldenen Löwen", um ihre Angelegenheiten zu besprechen. Angehörige verschiedener Berufe saßen da wohl nebeneinander, aber den Vorsitz führte der Obermeister der Bäckerinnung, Herr Streunert. Er brachte es auch immer fertig, hitzig werdende Auseinandersetzungen humorvoll und gelassen wieder in friedliche Bahnen zu lenken. Strich er sich schmunzelnd über seine große Glatze oder zupfte er an seinem grauen Vollbart, dann wußten die Meister: jetzt gab's gleich was zu lachen. Mitunter konnte er auch verteufelt ernst sein, aber das lag ihm weniger, am liebsten renkte er irgend eine verfahrene Geschichte schmunzelnd ein oder wandte sich an das Gemüt; das tat er am liebsten. Wenn sich die Meister nach einer erregten Sitzung trennten, in der er wieder einmal geschickt vermittelt hatte, dann dachte mancher von ihnen, der Streunert ist doch ein Mordskerl.

Nur eines gelang ihm nicht, daß der Schmiedemeister Hollich und der Schreinermeister Melkers endlich wieder gute Freunde wurden. Auf alle erdenkbare Art hatte er das versucht, immer war seine Mühe vergeblich gewesen;

aber er gab so leicht die Hoffnung nicht auf. Früher waren die beiden Meister ein Herz und eine Seele gewesen. Dann waren sie einmal bei einem gemeinschaftlichen Geschäft in Meinungsverschiedenheiten geraten. Der Schmiedemeister Hollich benahm sich dickköpfig und war trotz gütlichem Zureden zum Gericht gelaufen und hatte den Prozeß in zwei Instanzen verloren. Und das vergaß und vergab er Melkers nicht, obgleich der nie verhehlt hatte, daß er jederzeit zu ehrlichem Frieden bereit sei. Er sagte, da die Gerichte einmal gesprochen hätten, sei der Fall für ihn abgetan und wenn er endlich auch für Hollich erledigt sei, dann stände den alten freundschaftlichen Beziehungen nichts mehr im Wege.

Der Schmiedemeister war ein braver Mann, aber ein Hitzkopf, der sich immer wieder erregte, wenn das Gespräch auf den „albernen" Rechtsstreit gebracht wurde. Zuletzt brüllte er jedesmal los: „Der Melkers braucht mir bloß mein Geld wiederzugeben und die Hälfte der Gerichts- und Anwaltskosten, die andere Hälfte will ich meinethalben tragen, aber das ist mein letztes Wort und dabei bleibt's!"

Der Schreinermeister aber dachte nicht im Traume daran, das ihm gerichtlich zugesprochene Geld wieder herauszugeben, und so lebten die beiden nun seit fünf Jahren in Feindschaft.

Wieder einmal saßen die Handwerksmeister im „Goldenen Löwen". Man besprach die Tagesordnung, ward im großen ganzen bald einig, und der Abend schien friedlich verlaufen zu wollen, als der Stadtverordnetenvorsteher und Bäckerobermeister Streunert als Vorsitzender am Schluß fragte, ob noch einer der Herren etwas vorzubringen habe.

Der große, breitschultrige Schmiedemeister Hollich

meldete sich zum Wort. Die ihm zunächst saßen, hatten den ganzen Abend gemerkt, daß ihn irgend etwas drückte. Er fing an zu reden: „Meine Herren, ich glaube im Sinne aller — oder wenigstens fast aller — zu sprechen, wenn ich die Aufmerksamkeit einmal auf unseren Nachwuchs lenke. Die Gesellen, selber Söhne von Handwerksmeistern, bummeln am Abend viel herum, statt irgend etwas Vernünftiges zu treiben. Die Sonntage genügen nicht mehr dazu, um ehrsamen Bürgerstöchtern den Hof zu machen und sie von häuslicher Arbeit abzuhalten. Als wir jung waren, hielt man das anders. Wir gingen auch nicht in Häuser, in denen wir nicht willkommen geheißen wurden. Ich für meinen Teil halte in meiner Familie auf Zucht und Ordnung! Und ich denke, jeder ehrsame Meister wird darin mit mir einer Meinung sein."

Mit rotem Kopf setzte sich der Schmiedemeister, strich sich mit dem Handrücken den dunklen Schnurrbart zur Seite, durch den sich graue Fäden zogen, und trank einen herzhaften Schluck.

Die Männer sahen einander an. Was war das denn für ein albernes Gerede? —

Schon wollte der Vorsitzende erwidern, er schmunzelte besonders auffallend, und man erwartete irgend eine spaßige Bemerkung, da meldete sich der Schreinermeister Melkers zum Wort. Nun wußte man, was die Glocke geschlagen hatte. Das konnte gut werden!

Meister Melkers lachte erst einmal vergnügt vor sich hin, sah nach rechts, sah nach links, sah den Vorsitzenden an, der besorgt beide Hände ein wenig hochhob und alle zehn Finger spreizte.

Der untersetzte Schreinermeister drückte sein Bäuchlein heraus und fing an: „Liebe Leute, macht euch nur keine schweren Gedanken! Das ging nur auf mich! Oder viel-

mehr auf meinen Sohn! Ihr wundert euch? — Mich wundert das gar nicht. Mein Fritz ist vor drei Tagen beim Herrn Schmiedemeister Hollich ehrlich abends durch die Vordertür hereingekommen, und der Meister hat meinem Sohn, einem anständigen Gesellen, recht deutlich gemacht, daß er schleunigst wieder zu der Tür hinausgehen solle, zu der er hereingekommen war. Da frage ich denn doch: Ist das recht? Sollen die Streitigkeiten der Väter auf die Kinder übertragen werden? Hör' mal, Hollich! Hab' ich dir nicht oft genug sagen lassen, du brauchst, wenn wir uns begegnen, nur die Mütze zu ziehen, und ich komme gleich auf dich zu und gebe dir die Hand, und alles wird wieder so, wie's gewesen ist? Du hast mich außerdem oft beleidigt, ich hab's deinem Ärger zugut gehalten. Also zieh doch nur erst mal die Mütze, wenn du Frieden mit mir und zwischen unseren Familien haben willst. Die vergangenen fünf Jahre sind dann bei mir und den Meinigen ein für allemal vergessen!"

Das war anständig gesprochen! Und es gab keinen, der dem Schreinermeister nicht zugestimmt hätte. Man redete auf Hollich ein, aber der Schmied saß mit finsterem Gesicht da. Da hatte er Melkers eins auswischen wollen, und nun war er schlecht genug dabei gefahren.

Eine Zeitlang sah der Vorsitzende den Dickschädel an. Daß solche Worte nichts nutzten bei dem Hitzkopf, darüber war er sich klar, aber dem Vorwurf wollte er sich doch nicht aussetzen, daß er ungeschickt dazwischengefahren sei. Als der Obermeister sah, daß aller Liebe Müh' vergeblich war, bat er die Herren, sich wieder auf ihre Plätze zu verfügen, stellte sich dann ein wenig dumm und fragte, ob jemand „in der Sache" noch was zu sprechen wünsche. Und wie er's sich gedacht, geschah es. Der Schmiedemeister

Hollich erhob sich rasch vom Stuhl. Freundlich nickte ihm der Vorsitzende zu.

Die Hände über der Brust verschränkt, stand der Schmiedemeister Hollich da. Die Haltung hatte ihren Grund. Er wollte nicht mehr mit der Faust auf den Tisch schlagen, dabei wurde er nur noch wilder, und zuletzt wäre es womöglich noch zu einer Beleidigungsklage gekommen, denn eine Ehrenerklärung im „Anzeiger" würde er keinesfalls abgeben; lieber wollte er sich sogar einsperren lassen. Nun begann er langsam, aber nachdrücklich zu sprechen: „Fühlst du nicht selber, Melkers, daß es wenig anständig ist, wenn ein Geselle in bestimmter Absicht in das Haus eines Meisters kommt, der mit seinem Vater verfeindet ist, dann kann ich dir freilich nicht helfen. Das könnte dir so passen, daß dein Fritz mein Lenchen heiratet, die von ihrer Großmutter selig zwölf Acker gutes Land geerbt hat und die ganze Wohnungseinrichtung mit dem vielen Leinen. Auf das wehmütige Gesicht verstehst du dich. Das wissen wohl alle hier. Aber ich sage: Daraus wird nichts! Noch weniger zieh' ich vor dir zuerst die Mütze! Das schwör' ich dir hiermit zu. Und damit bin ich fertig mit dir für jetzt und künftig."

Der Stuhl krachte in allen Fugen, so hart setzte sich der Schmiedemeister Hollich hin.

Mit absonderlich vieldeutigem Schmunzeln auf dem bartlosen Gesicht erhob sich Meister Melkers und begann: „Liebe Leute, es tut mir leid, meinen einstigen Freund vom hohen Pferd herunterholen zu müssen! Aber er will's ja nicht anders haben. Hollich ist Meister und Ackerbürger. Ich auch! Wir haben beide, auch in schlimmen Zeiten, das Brot über Nacht immer gehabt. Gewiß ist es schön, eine Schwiegertochter bringt Aussteuer, Leinen und zwölf Acker Land mit in die Ehe, wenn es aber

weniger wäre, brauchte mein Sohn nicht zu verhungern. Ein Jahr mag Hollich größere Einnahmen gehabt haben, ein anderes Jahr ich, das gleicht sich aus! Ihn beerben drei Kinder, mich nur zwei. Ich sag' das nur, damit es nicht aussieht, als wäre mein Sohn versessen auf die zwölf Acker Land. Unsere Kinder haben immer zusammen gespielt. Wollen wir vielleicht nachträglich auch noch ausrechnen, wo sie häufiger gewesen sind, wo sie ein Stück Brot oder ein paar Wurstschnitten mehr bekommen haben? Aus Kindern werden Leute! Und wir Alten denken nun mitunter an den friedlichen, ehrlich erarbeiteten Altenteil, das ist der Welt Lauf. Die Kinder wollen sich eigene Nester bauen; alles ganz selbstverständlich. Ich frage dich, Hollich, hättest du etwas dagegen gehabt, daß sich unsere Kinder heiraten, wenn die Geschichte vor fünf Jahren nicht gewesen wäre?"

Hollich saß da mit starrem Blick, rührte sich aber nicht. Er dachte rasch nach, wie er leidlich vernünftig aus diesem Saale wieder herauskäme.

Meister Melkers sprach weiter: „Da sitzt du nun da wie ein Stock! Da du's offenbar so haben willst, muß ich doch Leben in dich zu bringen suchen. Obgleich das, worüber wir hier reden, eigentlich nicht vor die Meister gehört, muß ich doch sagen, was ich mir denke. Du hast angefangen, und ich wehre mich! ... Unsere Kinder werden wissen, ob sie zueinander passen, das sind ihre eigenen Angelegenheiten, wenn sonst alles stimmt! Du hast ja auch nichts dagegen gehabt, daß sie sich in den letzten fünf Jahren auf der Straße getroffen haben, ich auch nicht. Und unsere Frauen haben es auch nicht anders gehalten. Du aber hast meinen Sohn, als er kam, um zu freien, die Tür gewiesen und zapfst hier die Sache an, schlauerweise zwar verallgemeinert, aber es ging doch

auf mich. Das war deutlich. Und nun sag' ich dir noch das: Gestern abend kamen dein Sohn und deine Tochter Lenchen zu mir, ich habe sie willkommen geheißen und ihnen mit eigener Hand Stühle zugeschoben — und wahrscheinlich sind die beiden heute abend wieder in meinem Hause."

Der Stuhl, auf dem Hollich gesessen hatte, flog um. Der Meister war aufgefahren, dunkelrot wurde sein Gesicht. Er schrie: „Meine Kinder — bei dir?"

„Beide! Frag' sie nur!"

Hollich warf das Geld für drei Glas Bier auf den Tisch und stürmte zum Saal hinaus. Lief nach Hause. Es war die Zeit der hellen Nächte. Am Fenster saß seine Frau und strickte. Er schrie sie an: „Wo sind die Kinder?"

Die Hände der Frau mit dem ergrauten Scheitel zitterten und sanken in den Schoß.

„Ausgegangen. Ich glaube, sie sind bei Melkers'! Es kann auch sein, daß sie Fritz und Frieda zu einem Spaziergang abgeholt haben."

Da setzte sich Hollich in den Lehnstuhl am Kachelofen, ließ den Kopf hängen und blieb still.

Seine Frau am Fenster wartete auf ein Donnerwetter, aber er schrie nicht los, brannte sich aber auch nicht die gewohnte Pfeife an; das war ein schlimmes Zeichen. Wenn er irgend einen Ärger lange in sich hineinfraß, fing er plötzlich an loszubrechen, daß man den Lärm drei Häuser weit hörte. Sie wußte, daß jetzt ein gutes Wort von ihr nur einen Wutausbruch hervorgerufen hätte. Weil er ruhig blieb, erhob sie sich und ging zu Bett. Wenn Paul und Lenchen heimkamen, mußten sie zusehen, wie sie mit dem Vater fertig wurden. Sie hatte von allem Anfang an vor der Heimlichtuerei gewarnt.

Hollich schaute finster seiner Frau nach, bis sie in der

Kammer verschwand. Ihr leises „Gute Nacht" hatte er absichtlich überhört. Er zwang sich, ruhig zu bleiben, wollte Ordnung in seine Gedanken bringen, aber der Zorn wirbelte ihm alles wild durcheinander. Nur darüber war er sich klar, Melkers hatte ihn in eine böse Lage gebracht. Selbst wenn er geneigt gewesen wäre, einlenken zu wollen, woran er durchaus nicht dachte, wäre das nun ganz unmöglich gewesen; dann hätten ja alle mit Fingern auf ihn gezeigt und gesagt: Kleingekriegt hat ihn der Melkers doch. Er ließ sich aber auf keinen Fall kleinkriegen! Das würde sich schon zeigen. Wenn die Kinder heimkamen und er sagte ihnen seine Meinung, dann sollte das in einer Weise geschehen, daß morgen die ganze Stadt wußte, warum es geschehen war.

Schwer stützte er sich auf die Armlehne, stand da mit verzerrtem Gesicht. Nach einer Weile glätteten sich die grimmigen Falten. Auf den Fußspitzen ging er nach der Tür dort drüben. Hinter der schlief sein achtjähriges Nesthäkchen, das Emmchen, mit seiner ältesten Schwester in einer Kammer. Er setzte sich an das kleine Bett, sah seinen Liebling an. Kastanienbraune Löckchen umrahmten ein rosiges Kindergesicht. Und wie das Mädelchen die Lippen aufgeworfen hatte! Als warte es auf einen Kuß von Väterchen ...

Nach fast dreizehnjähriger Pause war die Kleine noch erschienen. Erst war's ihm gar nicht recht gewesen, und seine Frau hatte sich vor den großen Kindern geschämt. Aber das drollige Ding war ihnen dann allen ans Herz gewachsen. Und der Lehrer Wink hatte ihm noch neulich gesagt, dreißig Jahre sei er nun im Amt, aber ein so liebes und gescheites Ding wie Emma sei ihm noch nicht vorgekommen.

Hollich streichelte die Bettdecke. Am liebsten hätte er

sein Nesthäkchen an sich gerissen und geküßt. Dann hätte es die Ärmchen um ihn geschlungen, die Bäckchen an seinen Kopf gelegt, allmählich, ach nein, augenblicklich wäre sein Zorn erloschen. Während er noch zweifelte, ob er's nicht doch tun sollte, kamen Paul und Lenchen heim.

Er ging hinüber ins Wohnzimmer, drehte das elektrische Licht an und musterte die beiden.

„Wo wart ihr?"

Der Sohn sagte: „Wir haben Melkers' Fritz und Frieda zu einem Spaziergang abgeholt und sind dann noch im Melkersschen Garten vor der Stadt gewesen." Eine Falte stand auf der Stirn des jungen Menschen; die Lippen warf er trotzig auf.

„Und gestern?" fragte der Meister.

Er sah seine älteste Tochter an. Die stand da, glutübergossen, den Blick gesenkt.

„Wir beide waren bei Melkers' und erzählten uns allerlei."

„Ihr wißt doch, daß mir das nicht gefällt!"

„Vater, wir sind erwachsen!" sagte der Sohn nachdrücklich. „Wir wissen, was wir wollen! Wohin uns unsere Herzen ziehen! Wenn du ..."

„Still! Ich brauche keine Belehrung von meinen Kindern! Und wenn ihr euch untersteht und noch ein einziges Mal hingeht, könnt ihr was erleben!"

„Da werden wir bald was erleben," sagte Paul trotzig. Lenchen nickte dazu.

„Heute abend will ich nichts mehr sagen. Überschlaft es! War Melkers schon daheim?"

„Nein! ... Gute Nacht, Vater!"

Meister Hollich setzte sich wieder in den Lehnstuhl am Kachelofen. Er war ruhiger geworden. Nein! Nachgeben wollte er keinesfalls; daran war gar nicht zu

denken! Nach dem, was heute abend geschehen war, noch weniger als je. Und wenn er weiter beharrlich sein Ziel verfolgte, dann trat Melkers eines schönen Abends an und legte ihm die hundertzwanzig oder hundertfünfzig Mark auf den Tisch, die den nicht ärmer und ihn nicht reicher machten. Aber alles mußte seine Ordnung im Leben haben. Melkers hatte den besseren Anwalt gehabt, und der hatte die Sache so gedreht, daß er den Prozeß verlor. Ein himmelschreiendes Unrecht war es! Und dabei blieb er.

Zwei Tage später, wie immer Sonnabends, ging der Schmiedemeister Hollich in den Ratskeller, um mit ein paar Freunden Karten zu spielen. Er mußte da am Hause des Bäckerobermeisters Streunert vorüber. Der stand, die lange Tabakspfeife in der Hand, vor seiner Haustür, gab Hollich die Hand und sagte: „Komm mit 'rein zu mir ins Zimmer hinterm Laden!"

Hollich spürte eigentlich gar keine Lust dazu. Aber wissen wollte er doch, was sich nach seinem Weggehen vorgestern in der Versammlung noch abgespielt hatte. Kam es darauf an, hielten die Meister dicht und nichts kam an die Öffentlichkeit, was bei solcher Zusammenkunft besprochen worden war.

„Wenn du's haben willst! Aber lang habe ich nicht Zeit!"

Streunert schob ihn freundlich zur Haustür hinein. Im Hinterzimmer warteten noch zwei Meister. Es war also eine abgekartete Geschichte. Sie setzten ihm alle drei zu, endlich Frieden mit Melkers zu machen. Nicht nur an sich, an seine Familie solle er dabei denken.

„Ich hab' geschworen, ich zieh' nicht zuerst die Mütze vor dem Melkers."

Streunert sagte unwillig: „Ach was, das war doch kein Schwur. Und wenn du dir so was einbildest, will ich dir sagen, keiner von uns nimmt so einen Schwur ernst. Das haben wir, nachdem du fort warst, einstimmig beschlossen. Der Herr Pastor wird dir übrigens auch sagen, daß so ein Schwur nichts gilt, sondern als Unfug anzusehen ist, weil du ihn im Zorn ohne Überlegung hingeredet hast. Das hat also keinen Sinn. Anderseits kannst du nicht verlangen, daß dir Melkers ehrlich erarbeitetes und gerichtlich erstrittenes Geld zurückzahlt. Darüber waren alle Meister einig. Nun wollen wir mal sehen, wo der Zimmermann das Loch gelassen hat für euch beide!"

„Ich kriech' durch kein Loch!"

„Na, ja, das ist doch bloß 'ne Redensart."

„Ja, Redensarten macht ihr! Ich soll immer nachgeben, immer ich — und das nennt ihr dann Ausgleich, Gerechtigkeit oder sonstwie! Wenn ihr mir nichts Besseres zu sagen habt, hätte mich der Streunert nicht 'reinlotsen brauchen. Nun geh' ich in den Ratskeller. Guten Abend!"

Drei Meister sahen sich an. Der eine brummte: „Mit dem Kerl ist nichts anzufangen!"

Der andere hob den Zeigefinger. „Wenn man bedenkt, um solchen Quark sind zwei Familien in Unfrieden geraten! Streunert, du mußt den Schaden doch einrenken können. Du hast auch die meiste Zeit, darüber nachzudenken."

Ja, für den Vertrauensmann der gesamten Handwerkerschaft des Städtchens war das Ehrensache. Er kratzte sich hinterm Ohr. „Wollen mal sehen, aber von heut auf morgen wird das nicht gelingen."

„Es muß aber schnell gehen! Der Paul Hollich ist ein Dickkopf wie sein Vater. Acht Tage will er warten, dann geht er mit Lenchen wieder zu Melkers', mag kommen was

da will, hat er gesagt. Und dann ist der Unfrieden erst recht da."

Bei Hollichs herrschte Stille vor dem Sturm. Der Vater sagte kein unnötiges Wort. Eines Nachts hörte er, wie seine Frau im Bett neben ihm leise weinte. Erst war er wütend, dann empfand er Mitleid. Seit das Nesthäkchen da war, sah er, daß seine Frau vor der Zeit alterte. Und doch hätte er das liebe Geschöpf nicht missen mögen, um nichts in der Welt! Wenn er manchmal das Gleichgewicht wanken fühlte und aufbrausen wollte, rief er das Kind, nahm es auf seinen Schoß, ließ sich streicheln und liebkosen. Das Plappermäulchen stand keinen Augenblick still, die Kleine fragte so gescheit oder drollig. Und alles sah das liebe Kind. Die älteren Geschwister dachten sich nichts dabei, daß man das Nesthäkchen so verwöhnte, und stellten mit ihm in jeder freien Minute allerlei Unfug an. Der Sonnenschein war die Kleine im Hause.

Acht Tage waren vergangen. Trotz angestrengten Sinnierens war Streunert, soviel Pläne er auch erdacht hatte, nichts Rechtes eingefallen. Da ging er gegen Abend zum Schreinermeister Melkers.

„Diese dumme Geschichte! ... Die alberne, vernagelte Geschichte! ... Sei du doch der Vernünftige!"

„Bin ich immer gewesen! An meinem guten Willen hat's doch nie gefehlt. Aber manchmal ist's im Leben doch so, daß man sagen muß: Bis hierher und nicht weiter. Und in diesem Falle ist's nun mal so! Soll ich mir vielleicht nachsagen lassen, um der Erbschaft des Lenchens willen hätt' ich mich gedemütigt? Das geht mir gegen die Ehre. Darum tu' ich's nicht."

„Kommen denn Hollichs Kinder wieder her?"

„Nein. Ich hab's einstweilen verboten. Wenn sie sich woanders treffen, spreche ich kein Machtwort. Sie sind alt genug, müssen wissen, was sie zu tun und zu lassen haben. Und das steht für mich fest, ich geh' auch ohne Hollich mit meinen und seinen Kindern zur Trauung. Sie sind rechtschaffene Menschen. Gleich zu gleich! Blutsverwandt sind wir auch nicht mit Hollichs, da soll der Dickkopf, der Krakeeler kein Hindernis sein."

„Du hast ja recht, aber ..."

„Nein, kein Aber! Meinen Standpunkt kennst du. Wenn du eine Einigung fertig bringst, gut und schön, dann habe ich allen Grund, mich darüber zu freuen und dir dankbar zu sein. Mehr aber können weder ich, noch meine Frau, noch meine Kinder tun."

Mit einem Seufzer trat Streunert den schweren Gang zu Meister Hollich an.

Im Wohnzimmer fand er Frau Hollich im Lehnstuhl am Kachelofen. Sie weinte still vor sich hin.

„Na, liebe Frau! Wo ist denn Ihr Mann?"

„Im Garten! Ach Gott, Herr Streunert, ich seh' es kommen, hier wird es noch toll zugehen. Jeden Augenblick fürchte ich mich davor. Ich überleb' das nicht! Und unrecht kann ich meinen Kindern nicht geben!"

„Behalten Sie bloß den Kopf hoch, liebe Frau Hollich. Ich tue, was ich tun kann, und der Melkers ist doch kein Unmensch."

„Nein, das ist er gewiß nicht!"

„Ich werde ihn im Garten aufsuchen."

„Es wird nichts nützen," klagte Frau Hollich trostlos.

„Heute wird's zwar noch keinen Frieden geben, — aber mit der Zeit doch!"

An der Gartenpforte stehen bleibend, sah er Hollich


BIBLIOTEKA UNIWERSYTECKA W TORUNIU

am Mittelbeet stehen. Auf der silbernen, großen Glas-
kugel spiegelte sich die Abendsonne. In seinen Armen
hielt der Rappelkopf sein Nesthäkchen; ein Ärmchen hatte
es um Vaters Nacken geschlungen, mit der anderen Hand
streichelte es seine Wange und erzählte ihm etwas, wor-
über der Vater herzlich und laut lachte. Nun küßte es
ihn auf den Mund. Er hob das Kind hoch empor. Die
Beinchen zappelten.

Ein solcher Mann war doch kein schlechter Mensch.
Den mußte man doch versöhnlich stimmen können.
Streunert kam ein Gedanke, ein ausgezeichneter Einfall.
Merkwürdig, daß er nicht früher an das Nesthäkchen ge-
dacht hatte. Was für ein dummer Kerl war er doch gewesen!

Auf den Fußspitzen schlich er über den Hof zurück,
durch die Hintertür in das Haus, steckte nur den Kopf
zum Wohnzimmer hinein und sagte: „Frau Hollich, Ihr
Mann soll nicht erfahren, daß ich hier gewesen bin, sonst
kommen wir zu keinem Frieden. Wenn Sie schweigen,
ist es, denke ich, in acht Tagen so weit, daß alle sich
freuen."

Der Bäckermeister lief heim und schloß sich in sein
Zimmer hinter dem Laden ein. Da kamen ihm immer
die besten Einfälle; diesmal wollte alles gründlich er-
wogen sein.

Am nächsten Abend kamen Paul und Lenchen Hollich
wieder zu Melkers. Die beiden Gesellen baten den Meister,
seine Einwilligung zur Verlobung zu geben. Der aber
behielt kühles Blut.

„Kann ich nicht! Müßt ihr euch doch selber sagen. Gäbe
ich dir meine Frieda, dein Vater ließe sie ja nicht ins
Haus. Und willst du als verheirateter Geselle vielleicht
fremdes Brot essen? Geht es denn überhaupt dem Hand-

werkerstand jetzt so gut, daß er verheiratete Gesellen bezahlen könnte?"

„Ich komme schon irgendwo in einer Fabrik unter!"

„Nein, das will ich nicht! Du denkst vielleicht, dann würde dein Vater mürbe werden, weil du der einzige Sohn bist. Paul, wenn das nun nicht stimmt? Wenn er dich laufen läßt und denkt, er sei noch rüstig genug zur Arbeit, und einen tüchtigen Gesellen fände er jeden Tag. Wenn Emma so weit ist, soll sie einen Schmiedemeister heiraten, und dann bekommt sie so ziemlich alles! Ja, mit dieser Möglichkeit mußt du rechnen. Und ihr habt Kinder, sitzt dann irgendwo in der Großstadt, glaubst du, die Liebe nähme dann kein Ende? Außerdem gebe ich meine Frieda keinem Mann, dessen Eltern meine Tochter in ihrem Haus nicht herzlich willkommen heißen! Und du Fritz, beiß die Zähne zusammen und warte auch! Ich wünsch' mir keine Schwiegertochter, die von ihren Eltern nicht mit Freuden in meine Familie gegeben wird. Wenn man auch mal in der Hitze manches sagt, was anders klingt, darauf kommt es nicht an, sondern auf ruhige Überlegung. Es geht doch um euer Lebensglück!"

Lenchen und Frieda standen in einer Ecke, das Weinen war ihnen nahe. Aber, was da ihre Verlobten zu hören bekamen, war richtig. Mit dem Kopf kam man eben nicht durch die Wand.

Paul Hollich griff nach seiner Mütze. „Ich geh' jetzt zum Vater und erklär' ihm, wenn er nicht Frieden macht, such' ich mir woanders Arbeit!"

„Dann wird er sagen: ‚Geh, wohin du willst.' Ich kenn' ihn. Verlaß dich drauf, so kommt es! Und ist euch beiden damit geholfen? — Glaub' das doch nicht! Dann ist erst recht alles verdorben. Im Leben muß man warten lernen."

Frau Melkers mischte sich ins Gespräch. „Ab und zu treff' ich doch eure Mutter bei Bekannten, sie ist doch nicht gegen die Verbindung. Habt Geduld. Kommt Zeit, kommt Rat."

Paul Hollich war auch ein Hitzkopf. Allerdings nicht so arg wie sein Vater. Er griff nach seiner Mütze und sagte: „Gut. Daß ich fortgehen will, werd' ich nicht sagen. Aber zusetzen werd' ich dem Vater. Daheim ist's ja kaum mehr auszuhalten, man hat immer das Gefühl, noch heute geht der Tanz los. Wenn es nicht anders geht, dann soll's lieber gleich geschehen, sonst gerat' ich noch aus Rand und Band."

Meister Melkers und seine Frau baten ihn, das nicht zu tun; auch Lenchen redete ihrem Bruder gut zu. Der aber blieb hartnäckig.

„Ach was, ich bin ein erwachsener Mensch, der immer seine Pflicht und Schuldigkeit getan hat. Da hab' ich wohl auch das Recht, mein Lebensglück vom Vater fordern zu dürfen. Mit der Zeit wird dann hoffentlich auch die Versöhnung der Väter möglich."

Paul Hollich ließ sich nicht halten. Trotzdem ihn Frieda bat, nichts zu übereilen. „Ich kämpf' jetzt um dich und damit basta!"

Er wollte gehen. An der Wohnzimmertür stieß er mit dem Bäckerobermeister Streunert zusammen. Der hob beide Hände hoch.

„Ihr zwei, macht, daß ihr heimkommt, und reizt euren Vater nicht! Ich hab' was ausgetiftelt, paßt mal auf, das schafft Frieden. Vorausgesetzt, wenn das, was ich vorhabe, richtig klappt. Und ich denke, alles wird gut gehen."

Es war ein Hoffnungsschimmer, weiter aber auch nichts. Man wollte hören, was sich Streunert ausgedacht

hatte. Der aber lachte, schob Paul und Lenchen zur Tür hinaus und sagte: „Los! Geht! Und gebt in den nächsten Tagen eurem Vater keinen Anlaß zum Zorn. Melkers, nimm deinen Hut, wir laufen ein wenig spazieren!"

Als der Schreinermeister zurückkam, lag ein sonderbares Schmunzeln um seinen Mund. Man fragte ihn, drängte, bat, wollte wissen, was Herr Streunert vorhabe. Aber Melkers wehrte ab.

„Wird nicht verraten! Jedenfalls ist's gar nicht dumm. Ob's gelingt, ist freilich fraglich. Ich hab' mich auch noch ein bißchen breitschlagen lassen. Wenn der Hollich nicht ganz verrückt ist, könnte der Frieden möglich werden. Vielleicht schon morgen abend."

Als am nächsten Mittag die Kinder aus der Schule kamen, stand der Bäckermeister Streunert vor seiner Haustür. Emma Hollich war unter ihnen. Im roten Kleidchen mit schwarzen Punkten, eine rote Schleife im Lockenhaar, den Ranzen auf dem Rücken, den Schwamm an einem Bindfaden baumelnd, wippte die Kleine vergnügt über den Marktplatz. Als sie von Streunert angerufen wurde, lief die Kleine auf ihn zu, lächelte strahlend und knickste.

„Komm mal mit 'rein, Emmchen, du kriegst auch eine Zuckerbrezel und noch was Gutes."

Emmchen gab dem Meister gleich die Hand, hielt sie fest, damit ihn sein Versprechen ja nicht reute. Die Zuckerbrezel verzehrte die Kleine auf der Stelle und durfte sich die Bonbons aussuchen, die sie gern mochte. In einer Tüte wurden sie im Ranzen verstaut.

„Die ißt du später, sonst schmeckt daheim das Mittagessen nicht. Und nun komm mal mit da 'rein!"

Im Hinterzimmer saß der Schreinermeister.

„Kennst du den Herrn da?"

Emmchen sagte geradeaus: „Ja, Herr Melkers ist's, der spinnefeind mit dem Vater ist!"

Die Männer mußten über das Mädelchen lachen, so drollig hatte es das gesagt. Dann nahm es der Bäckermeister zwischen seine Knie und redete auf das Mädchen ein. Als er ihm alles schön beigebracht hatte, schloß Streunert: „Wenn du deine Sache heute abend gut machst, bekommst du von Meister Melkers eine große Tafel Schokolade und von mir auch eine. Und deine Bonbons laß daheim nicht sehen, denn es soll eine Überraschung werden, nicht wahr?"

Selig war das Kind. Und wichtig kam es sich vor. Die braunen Augen strahlten. Dann lief es eilig heim. Man wartete schon auf das Nesthäkchen mit dem Essen. Aber es trug den Ranzen erst in die Kammer und steckte ihn vorsorglich unter das Deckbett.

So schwer wie an diesem Nachmittag waren Emmchen die Schularbeiten noch nie gefallen. Die sonst so heitere Kleine stöhnte oft. Drüben in der Schmiede gab es viel Arbeit. Der Vater, der sonst immer einmal kam und nachsah, was sein Nesthäkchen schaffte, mußte heute gar keine Zeit haben. Die Mutter hatte sich aufs Sofa gelegt; ihr war heute nicht wohl. Als das Kind endlich fertig war, lief es zum Vater und zeigte ihm, was es auf der Schiefertafel geschrieben und gerechnet hatte.

„Aber Emmchen, Kleines, da ist ja ein Fehler. Den such' selber. Streng' dich nur an."

In eine Ecke stellte sie sich hin, fand bald den Fehler, kam gelaufen und rief: „Ich hab' ihn, Vater!"

„Na, also, mein Herzblatt! Schreib das noch mal und dann spring herum."

Als es die Rechenaufgabe verbessert hatte, sprang das Nesthäkchen nicht herum, sondern blieb vor der großen Wanduhr stehen.

„Lenchen, komm mal her!“

„Hab' keine Zeit, ich muß in den Garten!“

„Da helf' ich dir Unkraut rupfen. Gelt, wenn der kleine Zeiger auf acht und der große auf zwölf steht, dann ist es richtig acht Uhr?“

„Freilich, das weißt du doch schon!“

„Ich muß es aber heut ganz genau wissen!“ sagte die Kleine wichtig.

Lenchen wunderte sich nicht. Ihr war das Herz schwer. Wenn sie nur gewußt hätte, wie es Herr Streunert fertig bringen wollte, den Vater herumzukriegen. Es würde dabei nichts anderes herauskommen als ein neues großes Elend. Und dann war man weiter vom Ziel als je. Sie hackte im Garten den Boden locker, in ihrer Nähe rupfte Emmchen eifrig Unkraut aus. Alle Viertelstunden lief es ins Haus, stellte sich vor die Uhr und kam dann wieder.

„Was hast du denn heut, du Huschewind? — Willst du lieber spielen?“

Emmchen schüttelte so heftig den Kopf, daß die Locken flogen, und kämpfte einen schweren Kampf. Wie gern hätte es sich über die Bonbons hergemacht und auch Lenchen eines so ganz heimlich von hinten in den Mund gesteckt, aber es traute sich nicht, denn dann hätte man gefragt, wer ihm Süßigkeiten gegeben, und dann kam jetzt schon heraus, was man erst um acht Uhr erfahren durfte. Ach Gott, daß es heut gar nicht acht Uhr werden wollte!

Nach sieben wurde bei Hollichs zu Abend gegessen. Meister und Geselle hatten sich sauber gewaschen. Es gab Väterchens Lieblingsgericht, Speckeierkuchen mit grünem

Salat. Bei Tisch blieb es still. Sogar das Nesthäkchen saß zusammengeduckt auf dem Stuhl und schaute immer wieder nach der großen Wanduhr. Als das Tischgebet gesprochen war, sprang die Kleine auf und hing sich an Väterchens Arm.

„Na, kleine Schmeichelkatze?"

„Heute gehn wir nicht in den Garten! Wir setzen uns auf die Bank vorm Haus! Väterchen hat soviel arbeiten müssen, und es war so heiß."

„Was hab' ich für ein verständiges Kind! Hast recht, Nesthäkchen. Man wird alt. Ich spür's in allen Knochen." Dabei dachte Meister Hollich: da werden sich Paul und Lenchen hüten, an mir vorbei zu Melkers' zu gehen.

Es war ein schwerer Tag gewesen, die Heuernte nahte heran, da ließen die Ackerbürger Pferde und Geräte instand bringen. Und die Hitze hatte ihn besonders müde gemacht. Er setzte sich auf die Bank. Nesthäkchen kletterte auf den Sitz, schlang die Ärmchen um seinen Hals, gab ihm einen Kuß, sprang dann wieder lachend ins Haus und kam mit der Mütze wieder.

„Aber, Kindchen, was soll ich denn damit bei der Hitze?"

Aber die Kleine war schon wieder auf die Bank geklettert, setzte die weiche Kappe Väterchen weit ins Genick und sagte ulkig: „Sonst fliegen dir ja die Haare davon."

Da sollte man nicht lachen!

Das Mädelchen setzte sich auf Väterchens Schoß, streichelte ihn mit beiden Händen, lehnte das Köpfchen an seine Brust und sah die Straße hinunter.

Nicht lange dauerte es, da kam langsam der Schreinermeister Melkers anmarschiert. Ach Gott, wie Nesthäkchens Herz schlug. Zwei große Tafeln Schokolade winkten! Was tat es nicht für die? Und dann hatte ihm

doch der Bäckermeister erklärt, es tue ein gutes Werk, und nachher werde es fidel daheim hergehen, so vergnügt und lustig wie noch nie. Da sprang es auf die Bank, fest schmiegte es sein Lockenköpfchen an Vaters Wange, umhalste ihn mit beiden Händen, herzte ihn, damit er ja den Schreinermeister Melkers nicht sah, bis der ganz nahe herangekommen war. Aber auf einmal verspürte das Nesthäkchen einen scharfen Ruck, der Vater griff nach seinen Händen, löste sie von seinem Nacken. Er sah Melkers kommen. Sollte er etwa aufstehen und ins Haus gehen? — Nein! Fiel ihm gar nicht ein. Er riß doch nicht aus! Ihn anzureden, würde Melkers nicht wagen, sonst bekam er eine saftige Antwort! . . . Ja, was sollte er da tun? — Er beschäftigte sich eifrig mit seinem kleinen Töchterchen und würdigte den Freund von ehemals keines Blickes.

Das Nesthäkchen hatte sich auf die Bank gestellt, küßte Väterchen ein Mal ums andere, und dabei stand es doch Todesängste aus.

„Aber Mädelchen! Wildfang!"

Unterdes war der Schreinermeister Melkers näher herangekommen. Nesthäkchen riß Väterchen die Mütze vom Kopf, schwenkte sie, schlang einen Arm um seinen Hals, aufrecht stand es auf der Bank und knickste: „Guten Abend, Meister Melkers! Guten Abend, Meister Melkers!"

Genau wie der Bäckermeister Streunert es ihr vorgesagt, so hatte sie es gemacht.

Jetzt schielte Nesthäkchen nach Väterchens rechter Hand, denn der Schreinermeister war herangetreten.

„Guten Abend, du liebes Kind!"

Meister Melkers wollte Emmchen die Hand geben, sah dabei Hollich an, sagte: „Dein Nesthäkchen hat zwar die Mütze geschwenkt von deinem Kopf, Gustav . . ."

Die Hand fuhr von Hollichs Brust, und das schlaue Nesthäkchen faßte mit beiden Patschhändchen nach des Vaters breiter Pranke.

„Da, Meister Melkers, da!“

Die Hände der beiden Männer lagen ineinander. Da war also doch ein Weg gefunden worden.

Hollich war froh, daß der Streit ein Ende gefunden und daß er doch den Standpunkt, ziemlich wenigstens, gewahrt hatte. Melkers war ja auch recht vernünftig gewesen. Und wenn das kluge Nesthäkchen die kleinen Fingerchen ins Spiel steckte, was sollte man dagegen tun?

„Komm mit ’rein, Ernst. Meine Frau und meine Kinder werden sich freuen!“

„Und meine erst!“

Fünf Minuten später lief der junge Paul Hollich die Straße hinab, als müsse er ein Rennen gewinnen.

Nach einer Viertelstunde kam er mit Frau Melkers und ihren Kindern wieder an, und alle gingen in sein Elternhaus. Da wunderten sich die Nachbarn! Und zu reden, zu vermuten gab’s genug.

Nesthäkchen lag im Bett und schlief. Ein wenig beschwipst war es zuletzt gewesen, denn es hatte an allen Gläsern von dem schweren Johannisbeerwein nippen müssen. Wundern würde sich die Kleine, wenn sie morgen früh aufwachte. Über seinem Kopfkissen lagen drei ganz große, dicke Tafeln Schokolade. Die dritte hatteVäterchen gespendet, weil sein Nesthäkchen, sein Wildfang, sein Herzblatt, sein Huschewind, sein Schmeichelkätzchen Frieden und Glück ins Haus gebracht hatte.

Niklas Muffel

Roman von Olga Pöhlmann / Schluß

Nürnberg öffnete dem nahenden Kaiser wohl seine Tore weit — doch der fürsichtige Rat hatte Holzschranken mit Eisenketten davorgesetzt, und hinter diesen wachten doppelte Torwachen über Aus- und Eingang, prüften Pässe und Erlaubnisscheine und hielten auch die großen Flügel geschlossen, bis die ersten Vorboten des herbeiziehenden Herrschers in Sicht kamen.

Patrouillen durchzogen die Stadt. Jede Menschenansammlung wurde zerstreut.

Das Volk pilgerte in gehobener Stimmung durch die Straßen, staute sich vor den besonders reich geschmückten Häusern und leistete den Zurufen der Patrouillen nur widerwillig laxen Gehorsam.

Auf dem Fischmarkt vor dem Schopperschen Hause war ein reichgeschmücktes Gerüst mit Zeltdach errichtet und einem Stuhl, der so hoch war, daß er von der Wohnung der Schopper betreten werden konnte, der Heiltumstuhl. Von diesem zeigte der Bischof dem versammelten Volke die hochheiligen Heiltümer, deren Beschreibung, auf ein langes Pergament gemalt, von dem Gerüst bis auf Manneshöhe herabhing. Nur die vornehmsten Geistlichen, die Fürsten, die Herren Älteren und der derzeitige ältere Bürgermeister durften den Stuhl betreten.

Schon am frühen Morgen des ersten Pfingsttages knarrten die hohen Torflügel, die eichenen Bohlen sanken, Werdarufe erschallten, Pferdegetrappel hallte auf dem unebenen Pflaster des langen Durchgangs, welcher in Windungen von dem zweiten Tor nach der Stadt führte.

Jedweder zu Nürnberg aber kannte die glänzende Reiterkavalkade, die auszog, den Kaiser heimzuholen.

Allen voran Niklas Muffel im pelzverbrämten Festgewand.

Dann aber ergoß sich ein unübersehbarer Menschenstrom in die Stadt, und wer nicht schon selbst auf den Beinen war, wurde unsanft geweckt durch Wagenrollen, Pferdegetrappel, Rufen und Lärmen aller Art. Plötzlich aber tönte weihevoller Gesang.

Ein langer, farbenleuchtender Zug kam vom Markte her: die gesamte Priesterschaft Nürnbergs in Chorröcken und Chorkappen, voran der Abt von Sankt Ägydien. Die von Sankt Lorenzen trugen feierlich einen großen Kasten mit sich. Er barg die Häupter des heiligen Sebald und des heiligen Cyprianus.

Denn also bewillkommnete Nürnberg den nahenden Herrscher. Bevor die Pracht und der Glanz der reichen, freien Stadt sie umfing, hielten die Diener Gottes dem Volke die Eitelkeit der Welt vor Augen.

Von der Burg löste sich ein hallender Kanonenschuß. Sogleich setzte die große Glocke von Sankt Sebalden mit vollem Geläut ein, sämtliche Glocken der Stadt begannen zu klingen — und unter diesem Geläute ritt der Kaiser, gefolgt von einer glänzenden Reuterschar, durch das Spittler Tor, ihm zur Seite Niklas Muffel.

Vor dem Altar bei Sankt Jakob stieg der Kaiser ab. Der Abt von Sankt Ägydien reichte ihm das Kruzifix zum Kuß. Dann hielt er ihm den Schädel des heiligen Sebaldus über das Haupt, während die gesamte Priesterschaft einen geistlichen Wechselgesang anstimmte.

Das Gefolge war abgesprungen. Die Diener nahmen die Pferde bei den Zügeln. In feierlicher Prozession

zog der Kaiser mit den Geistlichen nach der Sebalder Kirche. Dort kniete er vor dem Altar zum Gebet nieder, und das Gefolge kniete hinter ihm. Dann las der Pfarrer von Sankt Sebald die vorgeschriebenen Kollekten über ihn, so über einen römischen König gelesen werden. Zum Schlusse nahm er eine Handvoll Werg und Flachs, verbrannte sie und sprach laut und feierlich: „Allerdurch-lauchtigster Herr, sic transit gloria mundi."

Mächtig brauste das Te Deum laudamus im vollen Chor durch die Kirche.

Also empfing Nürnberg seinen Kaiser.

Dann begab sich der Kaiser mit den Herren Älteren auf die Burg, um noch vor dem großen Festessen, an das sich der Abendtanz schließen sollte, eine Sitzung ab-zuhalten, denn der Kaiser war nicht ohne Hinterge-danken nach Nürnberg gekommen, sie galten den Geld-säcken der Nürnberger Patrizier.

Bald raunte man, die Kaiserliche Majestät habe allerlei Schwierigkeiten gemacht. Die Heiltümer, ihr Leut', hat er uns nit wöllen lassen, sei auch mit der Verleihung der Reichslehen karg gewesen. Nit einmal die reichen Verehrungen kunnten ihn milder stimmen. Sei der Ehrbar Rat in ein' üble Lage komben. Nix nit hätt' genutzt, als daß Herr Muffel dem Kaiser noch etwas zugesagt, was der schwachen Kasse des Fürsten sehr vonnöten war, wenn sich auch der Rat gesträubt hätte. Aber kunnt' man zugeben, daß Nürnberg die Heiltümer genommen würden? — Nein! Hat recht ge-tan, Herr Muffel! Aus eigener Tasche wöllt' er einen Teil der Gelder zahlen. Darauf hätten die anderen Herren nachgegeben, und man kunnt' zur Tafel gehen, wo der Kaiser dann heiter und aufgeräumt gewesen sei, denn sein Hofschatzmeister war zufrieden.

Hell flackerten die Kerzen im großen Saal des Rathauses. Die Zinken und Fiedeln jubelten. Es flimmerte, glänzte von Gold, Perlen und edlem Gestein.

Der Kaiser führte den Reigen an. Er sah heiter und wohlgelaunt aus, wenn auch mancher Nürnberger Ratsherr sauer dreinschaute.

Er führte Frau Margarete Muffelin zierlich an den Spitzen ihrer kleinen Hand. Die Muffelin ging mit niedergeschlagenen Augen. Ihr war es nicht wohl in der strahlenden Gesellschaft.

Der Kaiser wunderte sich über die bescheidene Eheliebste des glänzenden Hofmanns Niklas Muffel, noch mehr aber über die Wahl der schönen Gräfin Bloch, den knickebeinigen Grafen, der mit blödem Grinsen an einer Mauer lehnte. Denn der Wein des Ehrbaren Rates war nit schlecht gewesen und nit knapp geflossen.

Blinzelnd schaute er zu dem schönen Paar hinüber, welches eben an ihm vorüberschritt — sein Weib und der Ratsherr Niklas Muffel. Sein Weib — haha! Für den hatte sie ja wohl eine Schwäche gehabt! Haha! Jawohl, sie konnte rechnen, die schöne Gersuinda! Niklas Muffel war reich, aber der Graf Bloch war reicher. Der alte Graf Bloch lief dem schönen Niklas Muffel den Rang ab.

Doch es war nichts mit den jungen Frauen! Der alte Graf hätte jetzt gerne sein junges Ehegemahl an den Patrizier abgetreten. Jedennoch: der hatte schon gewählt — traun! Keine besonders rare Wahl, hahaha!

Und der Graf starrte wieder mit blödem Grinsen in das Licht der Kerzen. Gersuinda schritt neben Niklas, ein sieghaftes Lächeln auf dem stolzen Gesicht.

„Kommet morgen zu mir in den Garten, Gräfin," sagte der Patrizier leise. „Damit ich Euch meine Familie

zeige. Er lieget auf der Haller Wiesen, dort, wo die Pegnitz unter hängenden Weidenbüschen dahinfließt!"

Es lag wie ein angstvolles Warten in den Worten.

Da schaute sie schnell auf. Ihre Augen glommen dunkel.

„Ich komme," sagte sie kurz.

Die Zinken schmetterten, die Fiedeln jubelten und schluchzten. An der Seite des Kaisers schritt Niklas Muffels Weib und wußte nicht, wie weit der Mann, dem sie gehörte, von ihr entfernt war.

Im Garten der Muffel blühte alles überreich. Die gewundenen Wege zogen sich zwischen bunten Beeten dahin. Geißblatt und Efeu umrankten die Lauben in den Ecken. Ein zierlicher Brunnen, weither aus Italia, plätscherte inmitten von Farnkraut und Lilien. Frau Margarete saß auf der Bank unter dem großen Birnbaum, den jüngsten Knaben auf dem Schoß, und schaute einer Gruppe Kinder zu.

Weder die Kinder noch Frau Margarete hatten bemerkt, daß sich die Gartenpforte öffnete.

Lautlos stand Gersuinda und schaute auf die hübsche Gruppe der Kinder, die schon wieder hoffende junge Frau unter dem Birnbaum.

Lautlos, reglos blickte sie hinüber — und etwas, was weich und heiß sich hatte regen wollen in ihr, flammte auf. Aber es war ein kalter Strahl. — Es kroch in der Frau empor, schmerzend, als schnitten tausend Messer, brennend, als sengte glühendes Eisen — und legte sich trotzdem eiskalt auf ihre Brust. Diese Frau dort — sein Weib! Was sollte sie bei der? Warum brachte er sie zu dieser? Diese Kinder — seine Kinder — und die jener Frau — was gingen sie diese Kinder an?

Warum war sie gekommen? Sie, die schöne Unfruchtbare — an der Seite des troddelhaften Greises, ihres Gatten?

Den sie rief, als jener sie verlassen. Dessen Weib sie ward, um jenen zu vergessen. Der ihre Schönheit, ihre Jugend genossen, nachdem jener ihre Liebe, ihre Sehnsucht geweckt, um sie nach kurzer Rauschbefriedigung von sich zu stoßen.

Ein kurzes, trockenes Auflachen brach von ihren Lippen. Da stand er, der Reiche, der Umworbene, der Geehrte, der Glückliche — neben ihr — der Bettlerin. Ihr schönes Gesicht verzerrte sich böse. „Aber warte, Niklas Muffel! Du wirst eines Tages noch klein sein, klein — vor Gersuinda Jontschu. Und dann sind wir quitt."

Laut jedoch sagte sie mit einem liebreizenden Lächeln: „Ist das Euer Weib? Führet mich zu ihr."

„Mein Weib wird sich freuen, Euch zu grüßen, Gräfin," flüsterte Niklas Muffel heiß.

Margarete hatte sich erhoben. Mit ruhigem Anstand ging sie der Gräfin entgegen. Der dunkle Blick Gersuindas lohte in die klaren, stillen Augen der Patrizierin.

Dann sprach Margarete freundlich: „Seid gegrüßt, edle Gräfin, und betrachtet diesen Garten als den Eurigen. Er ist ein köstliches Plätzlein zum Ausruhen nach dem Trubel des gestrigen Tages."

Da stieg es in der nächtigen Seele Gersuindas auf, feierlich wie ein Schwur: „Wenn die Zeit erfüllet ist, daß er klein werden muß vor mir, wirst auch du leiden, Frau. Doch dein Herz soll nicht getroffen werden. Nie wird sich meine Hand ausstrecken — des sei getrost — nach dem, was dein ist!"

Sengend brannte die italische Sonne. Leuchtend lag sie auf dem freien Platz vor dem Petersmünster, wo

sich eine buntbewegte, schaulustige Menge drängte, Reiter und Volk stauten sich. Niemand wollte sich von dem mühsam eroberten Platz verdrängen lassen. Denn das Schauspiel einer Kaiserkrönung war kein alltägliches.

Der nordische Herrscher, Friedrich der Dritte, der eben im Münster zum römischen Kaiser gekrönt wurde, hatte seiner äußeren Erscheinung nach das so leicht zum Enthusiasmus bereite italische Völklein nicht hinreißen können, doch die schwarzen Augen der Römerinnen blieben wie gebannt an dem einen der vier vornehmen Herren hängen, die den Himmel über Kaiser und Papst Nikolaus dem Fünften trugen. Eine hohe Gestalt, das schöne Gesicht von blondem Bart umwallt, die blauen Augen voll Stolz und Würde über das bunte Durcheinander hinwegsehend. Ein Held aus jenem Lande des Nebels, der kalten Winde, der kalten Liebe.

Dio mio! Sie hätten den nordischen Fremdling gerne italische Liebe gelehrt, die schwarzäugigen Römerinnen.

Unter dem gaffenden Volke fiel ein blonder Jüngling mit auffallend regelmäßigem Gesicht auf. Versonnen blickte er in das fremdartige Treiben und schrak zusammen, als ihn eine Hand derb auf die Schulter schlug.

„Corpo di cane! Du bist auch nicht unter dieser Sonne geboren! Maledetto — ich will nicht der Xaver Schmerbügel aus Bamberg sein, wenn deine Wiege nicht ebenfalls da oben herum gestanden hat!"

Der blonde Junge machte sich unwillig los.

„Wohl bin ich ein Deutscher, auch ein Franke, doch mich dünket, ich besitze eine bessere Lebensart als Ihr."

Der andere lachte.

„Der Bub hat den Mund auf dem rechten Fleck. Sacramento, wenn man sein Leben lang durch die Welt gewandert ist, bald im Kriegsdienst bei diesem, bald bei

jenem Herrn, da legt man das weiche Wesen ab. Bin auch itzt wieder mit meinem Herren, dem Ritter Wilwolt von Schwamberg, hierherunter gefahren. Selbiger hat Herrn Muffeln von Nürnberg wichtige Zeitung zu bringen von dem Bischof zu Bamberg, in dessen Diensten mein Herr steht."

„Herrn Muffeln von Nürnberg?" rief der blonde Junge. „Selbigem gehöre ich an als Leibdienstmann. Welche Kunde bringt Euer Ritter meinem Herrn?"

„Es handelt sich um die Dompropstei zu Bamberg," zischelte er. „Es soll harte Kämpfe gegeben haben. Herrn Muffels Sohn war der eine Bewerber*, aber er hat einen scharfen Gegner in Herrn Bertolden von Henneberg und dessen Bruder Wilhelm gehabt, welche ebenfalls zu den Bevorzugten des Papstes gehörten. Aber Herr Muffel hat gesiegt, die Herren von Henneberg müssen mit langer Nase abziehen."

„Und Euer Ritter kommt, um diese Zeitung Herrn Muffeln zu bringen?"

„Justament derohalben, auf schnurgeradem Wege vom bischöflichen Palais, mit Briefen an ihn und den Heiligen Vater. — Aber höre, mein Sohn, die Sonne brennt einem verteufelt auf den Schädel, die Zeremonie zieht sich sicher noch länger hin, komm mit mir in eine kleine Osteria."

Fast leer war die niedrige, rauchgeschwärzte Wirtsstube. Nur der Wirt stand faul ans Fenster gelehnt und schlug hin und wieder nach den Mücken. Xaver Schmerbügel hielt zwei Finger hoch. Schweigend setzte der Wirt zwei umsponnene Krüglein vor die beiden hin.

* Man konnte sich schon für Kinder und ganz junge Leute um geistliche Stellen bewerben.

Xaver Schmerbügel, der selig in sein Glas starrte, sagte zu dem jungen Mann: „Erzähle, mein Sohn, was für ein Herr ist Herr Niklas Muffel? Ich habe selbsten schon daran gedacht, Dienste in einer Stadt zu nehmen, denn mit der Ritterschaft — Gott sei's geklagt — steht es nicht zum besten."

Jörgs Augen leuchteten, während er von Niklas Muffel als dem besten Herrn von der Welt erzählte.

Lange hatten sie geplaudert, da fuhren beide plötzlich auf. Die große Glocke des Domes hatte zu einem mächtigen, langhinhallenden Schlag ausgeholt. Xaver Schmerbügel warf reichliche Bezahlung auf den Tisch. Dann hasteten er und Jörg eiligst dem Münster zu.

Gerade als sie dieses beinahe erreicht hatten, schwankte der Baldachin durch das Portal, unter dem Kaiser Friedrich an der Seite des Heiligen Vaters schritt.

„Siehst du deinen Herrn?" flüsterte Xaver Schmerbügel.

„Der rechts von den zwei vorderen, so den Baldachin tragen, ist Herr Niklas Muffel, mein Herr," entgegnete der Junge innig.

Niklas Muffel schritt in dem weiten Gemach des Palazzo, in welchem man ihm Wohnungen angewiesen, hin und her. Ein triumphierendes Leuchten lag auf seinem Gesicht. Eben hatte ihn der Ritter Wilwolt von Schwamberg verlassen, nach Einhändigung des bischöflichen Briefes, in dem der geistliche Würdenträger „seinem lieben Freund Muffel" mitteilte, daß dessen Sohn Hans für die Dompropstei zu Bamberg vorgemerkt sei.

Niklas Muffel lachte. „Werden Augen machen, die vom Rat," sprach er vor sich hin. „Haben sie nicht meine Bitte, mich in Bamberg gegen den Henneberger zu vertreten, nur sehr lau unterstützt? Ich weiß es wohl,

den meisten von ihnen wäre es recht gewesen, hätte der Henneberger gesiegt. Aber Niklas Muffel hat Freunde, mächtiger als ihr, ich sitze fest im Sattel, wenn auch —"
Seine Stirn verdüsterte sich.

Ein Bild war vor ihm aufgestiegen. Scheuchend fuhr er mit der Hand durch die Luft. Aber es trat wieder und wieder vor seine Seele: sein Weib — mit einem Kästchen in der Hand. Darin lag ihr Brautschmuck. Und er hatte ihn genommen! Er brauchte Geld, zur Kaiserkrönung. Veitele Mosches war verreist. Bei anderen Juden brachte er nur eine kleine Summe zusammen. Schien es nicht, als seien sie sehr vorsichtig zurückhaltend gewesen — oder täuschte er sich? Pah — er, Niklas Muffel — der mächtigste Mann der Stadt! War er ihnen nicht gut für ein paar hundert Goldgulden? Sie reichten nicht bei weitem. Vom Heiratsgut der Mädchen hob er eine Summe ab. Die Zehnten von seinen Besitzungen mußten das wieder ersetzen. Aber noch war es nicht genug. Konnte er sparen, er, der im Gefolge Kaiser Friedrichs die Reichskleinodien nach Rom bringen sollte, der den Baldachin über Kaiser und Papst tragen und ihnen beiden das Handwasser über den Altar zu reichen berufen war?

Da kam Margarete mit dem Diadem. Und auf dieses Pfand gaben die Juden das nötige Geld. —

Acht Tage später wanderte ein kleiner Hebräer durch das Laufer Tor. Und zwei Tage darauf legte er den Brautschmuck Margarete von Giechs in die Hände der Gräfin Bloch.

Wieder glitt das Lächeln des Triumphes über Muffels Gesicht. Hans, der zweite Sohn: Nun war seine Zukunft gesichert.

Neun Kinder nannte er sein eigen. Die schöne Anna

war bereits verlobt mit Friedrich Kreß. Für Ursula, die zweite, hatte er schon mit dem Ratsherrn Tobler ein Abkommen getroffen. Der Jung Tobler paßte zu dem stillen, sonnigen Mädchen. Sie würde es gut haben. Brigitta, die dritte, wollte er dem Klarakloster anvertrauen. Ihr, einer Muffelin, konnte es nicht fehlen, dereinst Priorin zu werden. Von den Söhnen neigte sich Hieronymus, der vierte, ebenfalls dem geistlichen Stande zu. Nikolaus, der älteste, sollte sein Nachfolger werden, die anderen mußten in den Dienst fremder Herren und Höfe. Er hatte schon mit Herzog Wilhelm von Sachsen und Herrn Leo von Rozmital aus Böheimb Verhandlungen gepflogen.

Wenn es die Knaben wüßten, daß er den Brautschmuck der Mutter . . .

Wieder fuhr er scheuchend durch die Luft. Ermenreuth, Eckenhaid und Eschenau brachten das bei diesem gesegneten Sommer längst wieder ein. Aber der Bau auf Schübelsberg kostete ebenfalls Geld und nochmals Geld! Die Raithungen* mehrten sich, und der Baumeister hatte schon einmal gedroht, nit mehr weiter zu bauen, wenn ihm nit vorher die acht Pfund Haller, die er als Wochenlohn zu beanspruchen hatte, und die schon länger standen, ausgezahlt würden.

Zugleich hatte er eine Berechnung vorgelegt. Sie ging in die Tausende.

Hatte ihm nicht auch da der Rat wieder Schwierigkeiten gemacht? Nur weil er sich nicht genau an die Bauordnung hielt. — Ja, der Tucher hatte gesagt, ein Ratsherr, der die Ratsordnungen nit wöllt' befolgen, auch wenn sie sein eigener Schaden seien, gehöre nit in

---

* Rechnungen.

den Rat, maßen jedweder auf ihn schaue und der kleine Mann nachahme, was der große ihm vormache.

Ein unbehagliches Empfinden blieb, auch damals, als er dem Markgrafen Albrecht von Ansbach mitgeteilt hatte, daß der Rat dem Bischof von Würzburg zweitausend Gulden des Guldenzolles nach geheimer Beratung gegeben. Der Markgraf würde schweigen, niemand wußte darum.

Doch ein dunkles Gefühl befiel ihn, wenn er daran dachte. Dann warf er den Kopf zurück. Nun erst recht — wenn ihm der Rat überall Schwierigkeiten machte — er hatte noch Freunde darin, die ihn stützten. Und den anderen wollte er zeigen, wie weit seine Macht reichte. Einen Beweis konnte er ihnen gleich heute geben.

Der Henneberger mußte mit der langen Nase abziehen. Sein Sohn würde die Dompropstei zu Bamberg erhalten. Was lag ihm daran, daß des Hennebergers Schwester den alten Losunger Lienhard zum Manne hatte, der im Rat ein gewichtiges Wort sprach? Was lag ihm an der Feindschaft des Hennebergs und Imhofs?

Der Heilige Vater schützte ihn, der Kaiser war sein Freund, der Markgraf von Ansbach nannte sich so, desgleichen der Bischof von Bamberg.

Mochten sie doch im Staub kriechen und sich befehden und ihn befehden. Ihr Geifer reichte nicht hinauf bis zu der Höhe, auf der er stand. Mit einem Schritt ging er über sie alle weg. Auch über den Tucher. Auch über den!

Jörg erschien in der Türe des weiten Gemaches.

„Es ist ein Landsknecht da, der den Herrn sprechen möchte,“ sagte er.

„Wie heißt er?“ fragte Niklas Muffel zerstreut.

„Xaver Schmerbügel, Dienstmann bei Herrn Wil-

wolten von Schwamberg. Was er will, das wünscht er Euer Gestrengen selbst mitzuteilen."

„Laß ihn herein."

Xaver Schmerbügel nahte sich mit einem tiefen Kratzfuß auf hispanische Art.

„Erlaube der Signore, mich ganz untertänig vorzustellen: Xaver Schmerbügel aus dem Bambergischen," begann er. „Zweiundvierzig Jahre dien' ich den verschiedensten Herren, habe die halbe Welt gesehen, spreche Italisch, Hispanisch, Welsch, vermag das wildeste Roß zu reiten — einen Habicht treffe ich im Stoß, zwanzig Narben habe ich am Körper, von den Kampagnen, so ich mitgemacht hab' im Dienst meiner Herren."

„Und was soll das mir?" fragte Niklas Muffel.

„Ich wollte mich zu dero Diensten melden."

„Ihr seid im Dienst Herrn Wilwolts von Schwamberg? Warum gedenkt ihr ihn zu verlassen?"

„Herrn Wilwolten in Ehren," sagte Xaver Schmerbügel. „Er ist ein Ritter ohne Furcht und Tadel. Doch so wir zurückgekehrt sein werden, braucht er keinen Dienstmann mehr. Sitzt doch die Mehrheit der Ritterschaft daheim auf der eigenen Scholle und wird allgemach in mühseligem Bebauen selbst zum Bauer oder treibet sich als Staudenhecht auf den Landstraßen umbher. Beides taugt mir nit, und dahero ich herzlich bitte: nehmbt mich in Euren Dienst, Herr Muffel."

Über Niklas Muffels Gesicht flog jetzt ein leises Lächeln.

„Wirst du mir treu dienen, Xaver Schmerbügel?"

„Treu —?" Der Landsknecht legte die Hand aufs Herz. „Bis zum Tode folge ich Euch nach — und noch da will ich sogar mit dem Satan raufen."

Niklas Muffel zog ein Geldstück hervor.

„Hier das Dinggeld. Sobald wir Nürnberger Gemarkung überschreiten, bist du in meinem Dienst.“

Da, wo bei Wildenriet der Berg sachte anzusteigen und sich im üppigen Hochwald zu verlieren beginnt, ritt eine kleine, aber schwer bewaffnete Reiterkavalkade. Allen voran sprengte ein junger Bursche auf feurigem Hengste. Mitten auf dem holperigen Wege wandte er das Roß, legte die Hand als Schalltrichter an den Mund und rief zurück: „Seind auf dem richtigen Pfade! Der Weg steigt bergan. Dort oben wird Wildenriet liegen!“

Gleich darauf zeigte der junge Bursche, daß er im Ausland auf deutsche Art etwas gelernt habe, denn er stieß einen kräftigen italischen Fluch aus: „Corpo di cane! Was erschrecket Ihr einen ehrlichen Reitersmann so jach, Ihr Eulengespenste?“

„Gemach, gemach, mein Sohn,“ zischelte das in graue, härene Gewänder gekleidete Wesen, das plötzlich vor Jörg stand. „Die Klausnerin von Wildenriet hat noch niemandem Leid getan. Woher kommst du und wohin gehst du?“

Jörg nahm ehrfurchtsvoll das Barett ab.

„Verzeiht, ehrwürdige Mutter,“ sagte er, „daß ich Euch unschicklich benamset. Allein der Schreck hat mich überwältigt, maßen man zu diesen Zeiten nie sicher ist vor Überfällen aller Art.“

Die Alte zeigte mit leichtem Lächeln auf ihren hölzernen Stecken.

„Dies ist mein Gewaffen. Mit dem gehe ich Tag und Nacht durch Forst und Tann. Kein Mensch und kein Tierlein des Waldes hat mir je ein Leid zugefügt.“

„Ehrwürdige Mutter — bei Euch ist, mit Respekt zu sagen, auch nicht viel zu holen an Geld und Gut,

und die Wölf' dürften sich ebenfalls an Euren Knochen die Zähne ausbeißen. Jedennoch mein Herr, Herr Muffel von Nürnberg, wäre ein fetter Bissen für einen Staudenhecht, des Lösegeldes wegen."

„So sage deinem Herrn," flüsterte die Alte, „allhie erwarte ihn die Klausnerin von Wildenriet. Er soll nit an ihr vorüberziehen, ohne ihren Spruch vernommen zu haben, denn sie schaut in die Zukunft und saget voraus das Kommende."

Ruhig setzte sie sich auf einen Baumstrunk und schaute der Reiterkavalkade gelassen entgegen.

„Holla!" rief Niklas Muffel heiter. „Herr Wilwolt, laßt uns hören, was die ehrwürdige Alte uns zu offenbaren hat. Traun, mich lüstet es, einen Blick in die Zukunft zu tun."

Starr schaute die Eremitin den Nahenden entgegen. Dann erhob sie sich und schritt langsam auf die Reiter zu.

„Dem Ritter der Vortritt," sagte Niklas Muffel, sich artig gegen Schwamberg neigend. Der kleine, dicke Ritter ritt vor die Alte hin.

Sie hob den dürren Arm mit den gespreizten Fingern, und krächzend klang ihre Stimme in das Halbdunkel des sinkenden Abends hinein: „Ich sehe eine lange Reihe schöner, fröhlicher Jünglinge mit Schwerten und Schilden. Aber sie ziehen des Weges abwärts, und graue Gestalten kommen dir entgegen, o Ritter."

„Seind die vergangenen schönen Tage," nickte Wilwolt von Schwamberg trübselig. „Recht magst du haben, Ehrwürdige, die kommenden Tage werden dürr genug sein auf meinem alten Schloßgut."

„Geruhig wirst du leben, geruhig sterben in der Burg deiner Väter," sprach die Alte feierlich. „Nun zu dir, Herr."

Sie schaute Niklas Muffel an, kreischte auf und faßte in die Zügel des Pferdes.

„Wendet Euer Roß, Herr! Nichts Gutes kann ich Euch weissagen. Übles erwartet Euch dort, wohin Ihr ziehet. Raben sehe ich am Wege sitzen und mit Geschrei den Bissen teilen. Kehret eilends in das Land zurück, das Ihr verlassen habt."

Niklas Muffel lachte gezwungen.

„Besseres könnt Ihr mir nit sagen, ehrwürdige Mutter?" sprach er leichthin. „Jedennoch — Ihr sollt es nit entgelten."

Ein Goldstück fiel in die Hand der Eremitin. Sie blickte traurig darauf nieder.

„Möge es der Herr Euch vergelten, Ritter," sagte sie trübe. „Wollte ich Euch auch alles Gute, so der Himmel verschenken könnte, wünschen — das Schicksal fragt nicht danach. Herr, kehret um. Leicht, daß dann das Unheil behoben wird."

„Ich habe Weib, Kind und Amt daheim," sagte Niklas Muffel. „Was mich auch erwartet, ich muß es tragen. Hab' Dank, ehrwürdige Klausnerin. Betet für mich und für alle sündigen Seelen."

Er gab seinem Roß leicht die Sporen. Die ganze Kavalkade stob ihm nach. Bald lag der Weg einsam und verlassen. Die hagere Gestalt der Alten war verschwunden.

Niklas Muffel ritt der Heimat entgegen. Das düstere Wort der Klausnerin war schon verklungen in ihm. Aber es wollte kein Freudengefühl in seiner Seele erwachen, kalt und fremd stieg es in ihm empor, wenn er an die Heimat dachte. Sein Weib, seine Kinder, diese schönen Kinder mit dem leisen Zug des Hochmutes, liebten sie ihn? Liebte er sie? Stand nicht etwas Fremdes

zwischen ihnen und ihm? War er daheim, wo er zu Hause war? Oder war er es nur in jener kleinen, wohlverschlossenen, geheimen Kemenate — und in der stillen Zelle des blinden Mönches von Sankt Ägydien?

Warum überlief es den Mann, wenn er daran dachte, warm und sehnsüchtig? Sollte die Klausnerin recht haben? Plante man etwas gegen ihn im Rate? Gewiß, er hatte Feinde. Doch saß er nicht fest im Sattel? Die Mission, von der er eben kam, war sie nicht groß genug, um mancherlei zu überdecken, was sich sonst hätte rühren können? —

Da, wo große Marksteine die Grenze Nürnbergs anzeigten, wartete eine Schar von zwölf Reitern. Auf kleiner, bäumebestandener Anhöhe beobachtete ein Posten den weithin sichtbaren Weg. Jetzt aber rührte er sich.

„Staub steigt auf," rief er zurück. „Sehe Reiter nahen — ehrbare Herren."

Die ganze Gesellschaft saß auf und zog den Ankommenden entgegen.

Lienhard Volkamer, derzeitiger zweiter Bürgermeister von Nürnberg, ritt eine Pferdelänge den anderen voran. In der Nähe der Nahenden hielt er an, hob den Hut, und laut klang seine jugendhelle Stimme in den sonnigen Morgen hinein: „Nürnberg grüßt dich — Obrister Hauptmann Niklas Muffel!"

Da glitt ein Lächeln über Muffels Gesicht.

Obrister Hauptmann — der erste Schritt zum Losunger.

„Herr Wilwolt, mich deucht," rief er fröhlich, „die Klausnerin von Wildenriet hat sich geirrt!"

Tief neigten sich die schönen, stattlichen Söhne vor dem stattlichen Vater mit höfischem Zeremoniell. Keine Miene zuckte in ihren jungen Gesichtern.

Also zog Niklas Muffel in Nürnberg ein, in hohen Ehren, bejubelt von seiner Vaterstadt.

Sechzehn Jahre waren dahingeschwunden. Aber die Türme von Sankt Lorenzen ragten noch immer hoch und schlank in die Höhe, die alten Häuser behergten noch dieselben Geschlechterfamilien — und allen schlug noch wie sonst die große Glocke auf dem Laufer Schlagturm Zeit und Stunde.

Veitele Moses trippelte immer noch geschäftig durch die Straßen und verschwand von Zeit zu Zeit auf Tage und Wochen, um weite Fahrten ins Land zu machen. Heute trat er aus seiner düsteren Behausung in den lachenden Junitag, blinzelte mit sorgenvoller Miene in die Sonne und sagte zu Rebekka: „Nimm den Gebetsriemen und laß ihn gleiten durch die Finger. Ich gehe itzt."

Gebückt huschte Veitele Moses durch die Straßen. —

Vor dem Muffelhaus stand ein schlanker, fast herrenmäßig angezogener Mann und schaute dem nahenden Juden lachend entgegen.

„Na, Veitele, was bringt Ihr meinem Herrn? Kommt nur herein, ich werde Euch melden."

In dem weiten Gemach mit der kunstvollen Holztäfelung stand Niklas Muffel. Wohl zogen sich durch Haar und Bart vereinzelte silberne Fäden, aber aufrecht und stolz stand der erste Losunger Nürnbergs, der höchste Beamte der Stadt, da. Seine Züge waren strenger geworden, die Linie des Hochmuts um den Mund trat stärker hervor als früher, doch er konnte auch heute noch hinreißend lächeln, die blauen Augen blickten noch immer bezwingend. Vor ihm lagen prachtvolle Stoffe und Goldsachen ausgebreitet, und der süd-

ländisch aussehende Mann, der danebenstand, redete lebhaft auf den Patrizier ein.

Niklas Muffel hörte gedankenvoll zu. Ein fast schmerzlicher Zug lag um seinen Mund, wenn er den Blick auf dem köstlichen Geschmeide haften ließ.

Der fremde Händler konnte das Zögern des Losungers nicht begreifen.

Wie — Niklas Muffel, von dem man ihm erzählt, daß er die größte Sammlung von Heiltümern und Kostbarkeiten der deutschen Lande besitze — er besann sich — beim Anblick dieser Herrlichkeiten? Noch nicht ein Stück hatte er verkauft und redete doch schon eine ganze Stunde.

Jörg öffnete leise die Türe.

„Herr, Veitele Mosches ist gekommen," sagte er.

„Er erscheint zur rechten Stunde," rief Muffel. Zu dem Händler sagte er auf spanisch: „Wartet einen Augenblick. Ich kehre zurück. Jörg, bringe einen Krug Wein und ein Glas."

Veitele Mosches' Gesicht war grüngelb, als er sich tief vor dem Losunger verbeugte.

„Es ist gut, daß du gekommen bist," sagte Niklas Muffel heiter. „Du mußt mir Geld schaffen, Veitele, drüben ist ein spanischer Händler mit wundervollen Sachen aus Persien und Arabien — aber was hast du denn?"

Der Jude hob beide Hände empor.

„Herr, habt Erbarmen! Geht nit, nit ums Sterben."

Niklas Muffel streifte einen Ring mit einem großen Onyx vom Finger.

„Auch darum nit — Veitele?" sprach er lachend.

Der kleine Hebräer wehrte ab.

„Nit, nit, Herr. Kann nit. O Gott meiner Väter, wie ist die Geschichte so schwer!"

Der Losunger schaute ihn mit befremdetem Blick an. „Sprich!" befahl er hochmütig in verändertem Ton.

Veitele Mosches knickte fast zusammen. Dann zog er aus seinem Kaftan ein großes zusammengefaltetes Pergament hervor und hielt es Muffel hin.

„Herr — die Raithung," sagte er zitternd.

Einen Blick nur warf Niklas Muffel auf die zusammengezählte Summe. Dann wurde er aschfahl.

„Er wird warten können, mein Geldgeber, wie er schon öfters gewartet hat," sagte er dann kalt.

„Wartet nit," jammerte der kleine Mann. „Wenn das Geld nit bei Heller und Pfennig innerhalb acht Täg bezahlt ist, wird sie beim Rat anhängig."

„Sie?" fragte Niklas Muffel. „Jude, itzt rede, itzt will ich wissen, wer dieser Geldgeber ist."

Veitele Mosches wurde dunkelrot.

Er sah das höhnische Gesicht der Gräfin Bloch vor sich, hörte ihre erbarmungslose Stimme: „Und wenn er fragt, wer es sei, der ihn vor das Gericht seiner Vaterstadt bringen will, so sage ihm, es sei eine alte Raithung, die ausgeglichen werden müsse, und es sei die Gräfin Bloch, die willens wäre, das zu tun."

Der alte Graf Bloch war längst gestorben. Man raunte auf den Burgen und Schlössern nicht viel Gutes von seiner Witwe, und wenn ein Ritter ihren Namen nannte, dann lief ein eigenes Lachen um seinen Mund.

Niklas Muffel reckte sich empor.

„Wer der Schuldner ist, will ich wissen," sagte er barsch, „damit ich mit ihm sprechen kann. Heraus mit der Wahrheit. Wer es auch sei — er wird einsehen, daß Niklas Muffel ihm auch für solche Summen noch gut ist."

„Herr, man sagt in der Stadt — o Herr, seid nicht

böse ... daß — daß — Ermenreuth, Eckenhaid, Eschenau, Schübelsberg alles verpfändet — Herr ..."

„Habe ich nit noch anderen Besitz? Habe ich nit mächtige Freunde und Gönner? Schicke sie zu mir, die also raunen. Ich werde ihnen den Weg weisen. Kümmere dich nit darum, Veitele. Ich werde mit ihm sprechen, er wird warten, wie schon so oft."

„Wartet nit, Herr," sagte Veitele Mosches.

Niklas Muffel wehrte hochmütig ab.

„Den Namen," sprach er dann kalt.

Die Züge des Juden verzerrten sich; es klang heiser, als er hervorstieß: „Die Gräfin Bloch. Es sei eine alte Raithung, söll ich sagen."

Da zuckte Muffel zusammen. Fahle Blässe bedeckte sein Gesicht.

„Zu ihr kann ich nit gehen, Veitele."

Angstvoll starrte ihn der kleine Hebräer an.

Aber Niklas Muffel hatte sich schon wieder in der Gewalt. Sein Auge blickte kalt, und seine Züge schienen unbeweglich, als er hochmütig sprach: „Geh, Veitele. Geh zur Gräfin Bloch und sage ihr, innerhalb acht Tagen wird sie das Geld erhalten."

Geräuschlos huschte der kleine Jude hinaus.

Da knickte der Mann am Tisch zusammen und vergrub den Kopf in beide Hände.

Doch nicht lange blieb Niklas Muffel so. Er sprang auf. Sein Blick irrte durch das Zimmer. So war der Blick des Tieres, dem eine Meute blutgieriger Hunde auf den Fersen ist. Er riß die Tür auf: „Jörg!"

„Herr, sogleich!"

„Sage dem Händler, ich sei erkrankt. Er soll weiterziehen. Und dann komme wieder zu mir."

Niklas schaute dem Mann nach. Dieser Treueste der

Treuen! Der an ihm hing, der ihm diente, wie sie ihm gedient — seine Mutter: Madelgard. Jörg und der fremde Landsknecht, den er vor Jahren von Italia mit heimgebracht.

Er trat vor die unsichtbare Türe, die zu dem Heiligtum führte, drehte den Schlüssel.

Auf der Schwelle fiel ihn ein böses Lachen an. Er, der erste Beamte der Stadt — vor das Gericht, dem er selbst angehörte, zitiert von der Gräfin Bloch, „einer alten Raithung wegen"!

Jene süßen Stunden auf der blühenden Heide — jene Stunden im dämmrigen Turmgemach zu Schloß Brunn, als der Kaiser unten mit den Gästen zechte und der alte Graf Bloch voll eifersüchtigem Grimm die leeren Plätze Niklas Muffels und der schönen Wirtin gesehen. — Eine alte Raithung! Jetzt wollte sie die Schuld, die sie sich erschlichen, mit Zins und Zinseszins!

Auf die Knie wollte sie ihn zwingen! Wo sollte er das Geld hernehmen? War er nicht arm, ärmer als der ärmste Bettler?

Hatte er nicht genommen — da genommen — dort! Hatte er nicht auch die Spargroschen der Armut schon genommen? Wieder wallte jähe Glut über sein Gesicht.

Er wühlte unter den Kostbarkeiten, die den Raum füllten. Sein Lebenswerk — das Glück seines Lebens.

Da nahm er mit zitternden Fingern einige der Stücke und hüllte sie sorgfältig in seidene Tücher.

„Jörg —"

„Ich bin hier, Herr."

„Heute abend, wenn es dunkelt, gehst du zu den Juden hinter Liebfrauen. Ich brauche Geld, Jörg, viel Geld. Sie werden es dir auf diese Stücke geben."

Niklas Muffel schloß die Tür der verborgenen Keme-

nate. Er nahm eines der dreihundertacht Heiligtümer, die er gesammelt, aus ihrem kostbaren Behälter, setzte es auf den Altar und kniete davor nieder. Aber er wartete umsonst auf den Überschwang der Seele, den die Nähe der heiligen Dinge sonst in ihm auslöste, diese Augenblicke seligen Losgerissenseins, der Versenkung und Verschmelzung mit einer Wonne ohnegleichen, von der seine Seele zehrte, wie das Licht der ewigen Lampe vom geweihten Öl.

Endlich erhob er sich von dem schwarzen Samtkissen, verschloß das Heiligtum wieder und verließ die Kemenate.

„Bist du da, Jörg? Wieviel bringst du?"

„Herr — wenig. Die Juden wöllen nit mehr geben, Herr. Es sei schon zuviel verpfändet."

Niklas Muffel zählte die Goldgulden; es war noch nicht das Fünftel der Summe.

„Ich gebe dir mehr, Jörg."

„Herr, die Juden nehmen keine Pfänder mehr an. Sie geben kein Geld mehr," sagte Jörg traurig. „Aber, Herr, mit Vergunst, ich habe ein weniges gespart, und auch Xaver besitzt einige Goldgüldlein — so der Herr die nehmen will ...?"

Da stieg eine heiße Woge in Niklas' Seele empor.

„Nein, Jörg, ich danke dir — mein — Sohn. Und danke auch Xaver. Es wird mir schon etwas einfallen. Laß mich jetzt allein, Jörg."

Gersuinda, Gersuinda von Jontschu, dein Lachen hat mich betört.

Jetzt wird sie wieder lachen — kalt und grausam — und ihre Zähne werden durch ihre Lippen blitzen, denn sie ist noch immer schön.

Ein Losunger vor Gericht!

Alles zu Ende, alles vorbei — Macht, Ansehen, Ehre.

Alles zu Ende. Nein! Beim blutenden Herzen Marias! Nein und dreimal nein!

Wenn er zu ihr ginge? Seine Macht an ihr erprobte? Ein Lächeln glitt über seine verzerrten Züge. Würde sie ihn empfangen? Ihn nicht vielleicht vom Hofe weisen lassen wie einen lästigen Bettler? Und wenn er auf der Stelle sterben sollte: er konnte es nicht tun. Das Geld mußte herbei, kostete es, was es wolle.

Er rief Jörg.

„Gehe zu Veitele Mosches. Er soll gleich kommen."

Veitele Mosches war verreist auf unbestimmte Zeit.

So ward aus Abend und Nacht ein qualvoller Morgen. —

Mit strengen, richtenden Augen standen Niklas Muffel seine Kinder gegenüber. Annas Gatte, Fritz Kreß, hatte sein junges Weib verlassen und war Barfüßermönch geworden. Ursula, welche den jungen Tobler gefreit, grollte dem Vater, denn er konnte ihr das Hochzeitsgut nicht auszahlen. Der alte Tobler schnitt ihn im Rat.

Sollte er den Tucher bitten? Er stand nicht mehr gut mit ihm. Jobst Tetzel, sein Schwäher, der derzeitige erste Schultheiß, der war reich, aber sein Feind von Kindheit an. Vor ihm sich demütigen? Vor ihm, dessen geheimer Groll seit damals, als er das Erbsteuergesetz befürwortete, zur offenen Feindschaft geworden? Er drang nicht durch. Jobst Tetzel wurde durch die Erbschaft der reichste Mann Nürnbergs. Doch die Feindschaft blieb. Schweißgebadet setzte er sich im Bett in die Höhe. Es war schon hell im Zimmer.

Niklas Muffel erhob sich.

Wieder öffnete er die Tür, schlich hinüber in das Zimmer mit der Holztäfelung. Grau schien der Morgen durch die Butzenscheiben der geheimen Kemenate.

Er sah sich um. Da gab es viele Lücken. Pfand hatte sich gehäuft auf Pfand bei den Juden. Nun gaben sie kein Geld mehr. Aber kaufen würden sie, was er ihnen an Kostbarkeiten anbieten würde zu niedrigem Preis.

Ein ekles Gefühl würgte ihn. Diese Sachen, die er liebte wie sich selbst — in schmutzige Händlerhände sollten sie wandern, für immer verloren!

Schweiß stand auf seiner Stirn, als er auswählte, wieder zurückstellte, aufs neue wählte. Ihm war, als risse man ihm das Herz in Stücken aus der Brust.

Eine Stunde später brachte Jörg das Geld. Es fehlten tausend Goldgulden an der schuldigen Summe.

So ward aus Morgen und Abend wieder ein Tag.

Veitele Mosches schickte nach vier Tagen einen Boten. Er sei noch einmal bei der Gräfin Bloch gewesen. Aber sie beharre auf ihrem Vorhaben.

Wieder kam eine lange, eine endlos lange, furchtbare Nacht. — Als Muffel an diesem Morgen in die Losungstube trat, war sein Gesicht zerfurcht von vergeblichem Ringen. Schwarze Schatten lagen unter seinen Augen. Erstaunt blickten ihn der Handwerker-Losunger Anton Toller und die Losungschreiber Johann Rynolt und Martin Vischer an.

Da fiel ihm plötzlich ein, daß hier in diesem Zimmer die Rettung war! Barg nit der eiserne Kasten in dem kleinen Raum neben der Losungstube Schätze? Hatte er als Losunger nit die Schlüssel zu der Armenkasse, zu den Losunggeldern? Kunnt' er nit in jenem Raum aus- und eingehen, wie er wollte? Wer würde Verdacht haben gegen ihn?

Ehe es bemerkt wurde, konnte er alles ersetzen.

Zwei Tage blieben ihm noch. So lange brauchte Jörg für die Fahrt. Dann konnte er Gersuinda das Geld zu

Füßen werfen. In kurzer Zeit würde Veitele Mosches zurück sein. Der mußte helfen. Er würde das Geld wieder ersetzen.

Niklas Muffel schritt auf den verschlossenen Raum zu, öffnete, ging hinein.

Der Handwerker-Losunger verhandelte an der Tür mit einem Bürger. Die beiden Schreiber achteten nicht auf Niklas Muffel.

Als er wieder heraustrat, war sein Gesicht rot.

Er begrüßte den eintretenden Tucher laut lachend.

Niklas Muffel drängte es, mit einem starken, unerklärlichen Trieb, von jenen Geldern zu sprechen, die die eiserne Kiste barg. Ganz harmlos und natürlich.

In der Armenkasse sei das Geld sehr angehäuft. Man müsse die Säcke nächstens zum Wechsler bringen.

Anton Tucher erwiderte nichts. Seine Stirn war tief gefurcht. Schweigend setzte er sich an seine Arbeit.

Und da geschah es, daß eine kleine Falte im Ärmel nachgab — eine ganz kleine Falte. Und es klang und hüpfte goldig glänzend rund über den Boden. Bis in die fernste Stubenecke hüpften die Goldgulden.

Johann Rynolt, der Schreiber, sprang auf. Mit blödem Gesicht die runden Dinger anstarrend, las er sie auf. Anton Tucher war aufgefahren.

Auge in Auge standen die beiden Männer, nicht mehr wie Freunde: Feinde. Entsetzen sprach aus dem Blick Tuchers.

Leise sagte er: „Wie geht das zu?"

Niklas Muffels Gesicht deckte Leichenblässe. Dunkles Feuer glomm in seinen Augen. Dann reckte sich seine Gestalt. Sein Mund verzog sich hochmütig.

„Das Geld gehört nit mir. Gehöret der Stadt zu. Man söllt' es zu den Wechslern bringen."

Schweigen lag über der Losungstube. Aller Augen hingen an dem schuldigen Mann. Johann Rynolt zählte die Goldstücke auf den Tisch.

„Bring sie zurück in die Kammer," sprach Anton Tucher mühsam.

Gegen Mittag erhob sich Niklas Muffel. Mit hochmütigem Gesicht grüßte er die Zurückbleibenden. Aufrecht und sicher schritt er hinaus, indes ihn Ekel und Angst beinahe erwürgten. Angst vor dem Riesengroßen: „Was nun?"

Der Rest des Geldes, den er nicht im Ärmel verborgen gehabt, reichte nicht, die Gräfin Bloch zu befriedigen. Der Tucher kam ihm nach. Seine kleine Gestalt schien zu wachsen, als er vor Niklas Muffel stand.

„Dies eine Mal will ich schweigen, Niklas, um deines Weibes, deiner Kinder willen. Und denen da drinnen auch Schweigen auferlegen. Nur dies eine Mal, Niklas Muffel! Hüte dich!"

Niklas Muffel lächelte hochfahrend.

„Ich dächte, ich bin dir und euch allen noch gut für die paar Guldenstücklein. Ein Niklas Muffel ist kein Dieb."

Als Feinde gingen die beiden Männer auseinander.

Anton Tucher kehrte zurück in die Losungstube, wo schreckensbleiche Gesichter ihm entgegenschauten.

Der Schreiber Martin Vischer brach das Schweigen: „Nit um die Welt möcht' ich, daß man von mir gesehen, was ich von Herrn Muffel sah!" sagte er zitternd.

Da reckte sich Anton Tuchers kleine Gestalt.

„Ein Versehen — kein Verbrechen, ihr Herren," sprach er ruhig. „Ein Niklas Muffel stiehlt nit. Gebt mir euer Wort, ihr Herren: Schweigen. Schweigen über den heutigen Vorgang."

„Schweigen," redeten ihm die erschrockenen Männer

nach. Und jeder fühlte es wie eine Erleichterung, daß das Entsetzen an ihnen vorüberschritt. Sie reichten Anton Tucher mit festem Druck die Hand.

Vor dem Portal des Rathauses stand Jörg. Sein Gesicht leuchtete.

„Herr — ich kann Geld haben," flüsterte er aufgeregt.

Niklas Muffel fragte: „Von Veitele Mosches?"

„Nein, Herr, ich war bei meiner Mutter."

„Bei deiner Mutter? Sie hat tausend Goldgulden?"

„O Herr, nein. Meine Mutter ist eine arme Frau. Aber ich habe ihr erzählt, wie mein Herr leidet. Ein Ohm ist durch Nürnberg gereiset. Kommt aus dem Regensburgischen und fährt gen Würzburg. Er hatte tausend Goldgulden bei sich, hat Geschäfte gemacht, Herr, ist ein Handelsmann. Maßen aber die Straßen nach Würzburg unsicher sind, hat er das Geld zu meiner Mutter gebracht. Söllt' es ihm aufheben, bis er wiederkommt in vier Wochen oder sechs. Bis dahin will meine Mutter Herrn Muffel das Geld leihen."

„Madelgard —!"

Es war Niklas Muffel in diesem Augenblick unbewußt, daß der Sohn des Türmermaidleins vor ihm stand — ihr und sein Sohn. Ein unendlich süßes Gefühl des Geborgenseins kam plötzlich über ihn. Es stieg in ihm auf wie ein Weinen. Gerettet!! In vier Wochen war Veitele Mosches sicher zurück — in vier Wochen konnten sich neue Wege auftun, die Hilfe brachten. Für jetzt war er gerettet! Die übrigen Goldgulden würde er, sobald die Ratsherren das Rathaus verlassen, wieder in die Losungstube bringen. Schlüssel hatte er ja am Gurt. Dem Ratsdiener konnte es nicht auffallen, daß ein Losunger noch einmal in die Losungstube zurückkehrte. —

Gerettet! Durch sie, um die er es am wenigsten verdient.

Gewaltsam kämpfte er die tiefe Bewegung nieder, die seine Brust fast in einem Schluchzen hob.

„Geh," sagte er eilig und beinahe heiter zu Jörg. „Geh zu deiner Mutter, laß dir das Geld geben. Und dann mach' dich fertig, Jörg, für vier Tage. Du und Xaver Schmerbügel reitet noch heute nach Schloß Bloch und bringt der Gräfin das Geld."

Niklas Muffel schritt mit hocherhobenem Haupte durch die Straßen seiner Vaterstadt. Der Betrag war ersetzt! Es war alles wie früher.

Wenn ich will, dachte er, dann ist es, wie es früher gewesen. Ich brauche doch das steinerne Gesicht des Tuchers, die scheuen Blicke der drei anderen, der — der Wissenden — nicht zu sehen. Ich will sie nicht sehen — und sehe sie nicht! Nur stark sein, itzt — nur stracks durchgehen durch die nächsten Tage. Sich nicht beugen lassen.

Es war ja alles noch gut gegangen!

Die Gräfin hatte Jörg nicht empfangen. Der Hausshofmeister nahm ihm die Säcke ab und brachte ihm die Quittung.

Gersuinda von Bloch verbarg ihre Enttäuschung. —

Man sah Niklas Muffel in diesen Tagen viel in der Herrentrinkstube im oberen Stock des Tuchhauses in der Wincklerstraße zur „Pursen"*, wo man stets lustige Gesellschaft traf, trinkfeste Herren und schöne Frauen, und das Gold dahinrollte, wie der Wein floß.

Niklas Muffel war der fröhlichste von allen und seine bestrickende Liebenswürdigkeit riß jeden mit hin.

Anton Tucher und die beiden Aktuarii vermieden, ihm dort zu begegnen.

* Börse.

Veitele Mosches kehrte nicht zurück. Veitele Mosches hatte das hitzig Fieber gepackt in Böhmen. Als er langsam die Rückreise antreten konnte, war der kleine Jude zu einem blassen Schatten geworden.

Und wieder, wie schon so oft, ging Niklas Muffel bitten. Er bat auf eine eigene, herrische Art, als erweise er dem, der helfen sollte, eine Gnade. Aber er fand verschlossene Pforten. Er besaß in Nürnberg keinen Kredit mehr.

Da sandte er Boten aus an den Markgrafen von Ansbach, den Bischof von Würzburg und Regensburg.

Ehe sie zurück sein konnten, geschah das Furchtbare.

Jörg stürzte schreckensbleich ins Zimmer. Atemlos fiel er Niklas Muffel zu Füßen.

„Edler Herr — rettet — rettet — meine Mutter!"

„Deine Mutter? — Was ist mit ihr?"

„Er kommt zurück — hat Boten geschickt — der Ohm aus dem Regensburgischen. Umb Gott, Herr — rettet meine Mutter! Seind erst vierzehn Täg — kehrt früher zurück — o Gott, o Gott, Herr! Ist das Geld nit da, muß meine Mutter in die Gefangnus. Rettet meine Mutter vor solicher Schmach, Herr!"

Niklas Muffel schaute ihn an. Der Mensch würde sein Leben für ihn einsetzen. Madelgard, seine Mutter, hatte ein Unrecht auf sich genommen — für ihn!

„Sei geruhig," sagte er, und seine Stimme klang ihm selbst kalt und fremd. „Deine Mutter wird nicht in die Gefangnus kommen. Eine halbe Stunde nach Abendläuten hast du die tausend Goldgulden."

Weithin hallten die Glockentöne des Garausläutens. Vorm Rathaus plauderten verschiedene Gruppen der Ratsherren miteinander. Dann lösten sie sich auf und strebten den häuslichen Kemenaten zu. Still lagen die

Räume des Rathauses. Der Rathausdiener Leonhard Schmiedehenner räumte in dem verlassenen Sitzungssaal auf und schloß die Fenster. Im Vorplatz begegnete er Herrn Muffel und grüßte ihn ehrerbietig. Ging noch einmal in die Losungstube, der Herr Muffel, hatte wohl etwas vergessen. Leonhard Schmiedehenner trabte den langen Gang hinab und verschwand in seiner Behausung. In dieser Stunde stahl Niklas Muffel aus der Armenkasse tausend Goldgulden. Drei Säcklein, zwei mit je dreihundert und ein Säcklein mit vierhundert.

Keiner wußte es, und alle wußten es im Rat: Es war ein Dieb unter ihnen. Und die Männer trugen hart daran. Schwere Tage kamen für die Ratsherren.

Der Tucher hatte es entdeckt. Als sei ein Blitz in sein Herz gefahren, so stand er und zählte, zählte von hinten, zählte von vorn: die Säcklein in der eisernen Kiste der Armenkasse, zählte, zählte — es fehlten drei Säcklein. Kalter Schweiß perlte auf seiner Stirn, blaß ward sein Gesicht. Der Handwerker-Losunger Anton Toller griff unwillkürlich zu, als wolle er Tucher stützen. Aber der hatte sich schon wieder in der Gewalt. Seine Stimme klang hart, als er, in die Losungstube tretend, sagte: „Die Armenkasse entbehrt dreier Säcklein. Wer kann hierüber Auskunft geben?"

Entsetzt fuhren die beiden Losungschreiber auf. Kalkweiß starrte Anton Toller den Tucher an. Nur Niklas Muffel blieb ruhig.

Auge in Auge standen sich die Männer gegenüber. Eine schreckliche Frage war im Blick des Tuchers. Niklas Muffel schaute ihm kalt ins Gesicht.

„Leicht die Säcklein sind bei den Wechslern?" entgegnete er. „Ich habe neulich welche hingesandt."

Der Handwerker-Losunger ging zu den Wechslern.

Jeder wußte es im voraus, daß es ein vergeblicher Gang sei. Die Wechsler wußten nichts von dem Geld.

Das Grauen hockte in den Ecken der Losungstube und legte sich schwer auf die Brust der fünf Menschen.

Kalt, aufrecht, mit hochmütig gekräuselten Lippen schritt Niklas Muffel unter den anderen umher.

Eine Sitzung noch zu nächtlicher Stunde auf dem Rathaus. Nur die Herren Älteren und die beiden Bürgermeister waren einberufen von Anton Tucher.

Die Wachskerzen auf den hohen Leuchtern beschienen lauter tiefernste, sorgenvolle Gesichter. Der Vorsitzende, der erste Bürgermeister Jobst Tetzel, erteilte Anton Tucher das Wort. Leichenblaß stand der Tucher vor seinem Stuhl. Er rang beinahe nach Atem. Dann stieß er hervor: „Ich klage mich an, ihr Herren, einer Unterlassung. Bittere Stunden hatte es mich gekostet. Aber itzo muß gesprochen werden, ihr Herren.“ Und mit knappen Worten erzählte er den ersten Vorfall in der Losungstube und schloß daran den Bericht über das Verschwinden der drei Säcke.

„Es gibt keinen Zweifel, ihr Herren, ich bin meiner Sache gewiß hinsichtlich der Zahl und habe als Zeugen Anton Toller. Drei Säcke seind verschwunden.“

Stille herrschte, als sich Anton Tucher setzte. Es war, als ob sich alle erst langsam näher tasten müßten, an das Unfaßliche, Unglaubliche.

Endlich sagte der Tetzel kurz und dürr: „Mein Schwäher, Niklas Muffel, ist stets in Geldnot.“

Der alte Löffelholz hob beschwörend die Hand. „Um Gott, Herr Schultheiß — noch ist nix bewiesen.“

„Bewiesen?“ fuhr der Tetzel auf. „Wer hat denn die Schlüssel zur Geldkammer? Wöllt Ihr Herrn Tucher in Verdacht bringen, Herr Löffelholz?“

„Da sei Gott vor!“ sagte der alte Mann. „Doch be-

denket, liebwerte Herren, ein Mann wie Niklas Muffel, des Freund Kaiser und Fürsten sind . . ."

„Und der auch nur ein Mensch ist," fiel der alte Koler ein. „Ihr Herren, da gibt es keinen Zweifel, Niklas Muffel hat die Säcklein gestohlen. Söllt' nun ein solicher Mensch hinfüro in Amt und Würden bleiben, zu Ärger und Verdruß der Stadt? Söllt' Nürnberg ein Exempel statuieren zu dem Sprichwort: ‚Die kleinen Diebe hängt man, die großen läßt man laufen?' Ist das Gerechtigkeit, ihr Herren? Ist das Selbstachtung? Niklas Muffel hat die Ehre verwirkt, im Rat zu Nürnberg zu sitzen. Ich beantrage, daß das Verfahren gegen ihn eingeleitet wird."

„Umb Gott, ihr Herren, bedenket —" begann der alte Löffelholz abermals.

Da richtete sich Anton Tucher gerade auf.

„Das Verfahren gegen Diebe — meine Herren — ziehet das Blutgericht nach sich. Wollen wir, die Ratsherren, in solcher Weise vorgehen gegen einen der Unsern? Wird nit das Volk mit Fingern auf uns weisen? Wird es nit hohnlachen, der Richter lachen, deren einer selber ein Verbrecher ist? Denn auch ich bin von der Schuld Niklas Muffels überzeugt. Und auch meine Meinung ist es, daß er aus dem Rate hinaus muß. Doch laßt es auf die Wahl zum Frühjahr ankommen, ihr Herren. Zu jähes Handeln schadet oft mehr, als es nützt. Bedenkt, Niklas Muffel hat mächtige Freunde. Der Kaiser ist oberster Gerichtsherr. Leicht, er kunnt' eingreifen, um ihn vor peinlichem Verfahren zu retten, das Urthel umstoßen und die Stadt seinen Zorn fühlen lassen. Ihr Herren, Niklas Muffel hat die Ehre verwirkt, Ratsherr der Stadt Nürnberg zu sein. Aber nit durch Klag' söllten wir vor Rechtens streiten wider ihn,

sondern die Wahl im Frühjahr muß ihn ausscheiden aus unseren Reihen. Soliches beantrage ich."

„Niklas Muffeln muß das Mißtrauen des gesamten Kleinen Rates ausgesprochen werden als ernste Warnung," sagte der Imhof bedächtig, „er muß ein scharf Rug erhalten."

Der Tetzel lachte schallend auf. Auch der alte Koler verzog den Mund, doch der Tucher begann abermals: „Ihr Herren, diese Sitzung war in höchster Geheimb. Und in höchster Geheimb muß alles bleiben, söllt' das Volk nit hohnlachen. Schweigen, ihr Herren! Schweigen! Ansunst die Sache ihren Lauf gehen müßte."

„Aber zum letztenmal," sprach der Tetzel, und es klang unerbittlich. „Niklas Muffel dünket sich gar hoch. Er soll fühlen, daß es auch für ihn Grenzen gibt."

So beschlossen die im Rat der Herren Älteren jeder mit Manneswort Schweigen. Und das Grauen stieg neben ihnen her, als sie leise den Sitzungssaal verließen.

Niklas Muffel schritt erhobenen Hauptes unter seinen Mitbürgern umher. Wer wußte von seiner Tat? — Hatte der Tucher geschwiegen? —

Er fing manchen prüfenden, rätselnden Blick auf.

Kurze Gegenrede folgte seiner Ansprache im Rat der Herren Älteren.

Niklas Muffel hatte Boten von seinen Freunden empfangen, die Geld gebracht. Aber er durfte es der Armenkasse nicht ersetzen. Sonst hätte er sich selbst als Täter angegeben.

So lag ein Schleier über dem Verschwinden der drei Säcklein, den zu heben niemand willens war.

Und die darum wußten, schwiegen. Und doch kroch auf leisen Füßen ein Geflüster durch die Häuser Nürnbergs.

Durch die Straßen der Stadt schritt der schuldige Mann und durch die Räume seines Hauses. Es war alles wie sonst. Nur die geheime Kemenate mied er. Und die stille Zelle des blinden Mönches. Und seine Augen glühten gleich denen eines gehetzten Tiers.

Auch machte Herr Muffel die Nacht zum Tag.

Wenn die ruhigen Atemzüge Frau Margaretens an sein Ohr drangen, das wach in die stille Nacht gelauscht, erhob er sich. Im Chörlein des Zimmers mit der Holztäfelung saß er und starrte hinunter auf die stille Straße, die spitzen Dächer, hinter denen der Mond heraufkam, hörte Stunde um Stunde den einförmigen Sang des Nachtwächters.

Seine Gedanken gingen in die Irre. Ein entsetzliches Verlassenheitsgefühl, eine Einsamkeit ohnegleichen war in ihm.

Der Abt von Sankt Ägydien hatte ihm die Beichte abgenommen — und dem Abt von Sankt Ägydien zuliebe hatte er aus Dankbarkeit das Amtsgeheimnis gebrochen, hatte ihm geheime Mitteilungen gemacht — neue Schuld zur alten Schuld.

Schuld! Schuld! Schuld!

Wo gab es Entrinnen, Befreiung, Erlösung? Sollte er sich seinem Weib offenbaren?

Ein bitteres Lächeln verzog seine Lippen. Sein Weib war ihm fremd. Seine Kinder standen ihm ebenso gegenüber. Sollte er zum Tucher gehen?

Grauen schüttelte ihn. Er sah Tuchers Gesicht vor sich, als er ihm im Losungszimmer gegenübergestanden: das Gesicht des unerbittlichen Richters. Tucher war gerecht. Er konnte dem Strauchelnden, dem Fallenden kein Helfer sein. Für ihn gab es nur Recht und Unrecht. Und das Unrecht heischte unnachsichtige Strafe! Ein höhnisches

Auflachen irrte an den Wänden des nächtigen Zimmers umher.

Im Himmel wird mehr Freude sein über einen Sünder, der Buße tut, denn über neunundneunzig Gerechte. Aber er wollte nicht Buße tun.

Er wollte ja die Strafe nicht auf sich nehmen.

Er sollte das Ansehen seines Hauses, den Namen seines Geschlechtes, seiner Kinder zerstören? Sich selber als Dieb und Verräter brandmarken? Hahaha! Er wäre ein Narr, wenn er es täte!

Ein Narr — ja. Aber ob das heimliche Klopfen und Brennen, das Wühlen und Bohren dann aufhören würde? — Ob er wohl eine Stunde, nur eine einzige Stunde der Ruhe, des traumlosen Schlafes dann erkaufen könnte? Bekennen — Strafe auf sich nehmen — und dann —?

Gab es nicht stille Zellen genug im ganzen Land, hinter hohen Klostermauern, wo keine Welle des Lebens mehr hinbrandete, wo alles verebbte und sich auflöste? Wo ihn der Fluch seiner Kinder, seines Weibes nicht mehr erreichen konnte? — Fort mit solchen Gedanken!

Hinter den Türmen der Ägydienkirche teilte ein heller Streif das Dunkel des Himmels. Da schlich Niklas Muffel, fröstelnd am ganzen Leib, nach der Schlafkemenate, wo sein Weib in ruhigem Schlummer atmete. So ward aus Abend und Nacht ein grauer Morgen.

Die Kerzen brannten auf hohen Leuchtern. Das matte Licht des trüben Februarmorgens konnte nicht tief den Weg finden in den Sitzungssaal. Die Ratsherren des Kleinen Rates saßen auf ihren Plätzen. Nur der erste Schultheiß, Herr Tetzel, fehlte noch. Jetzt trat er eilig ein. Sein Auge überflog die Versammlung. Kein Platz

war leer. Er ließ den Blick auf den ernsten Gesichtern der Männer ruhen, die ihn fragend anschauten. Dann begann er:

„Ich eröffne die Sitzung. Und zuvörderst, ehe wir an andere Dinge gehen, muß ich den Herren eine Mitteilung machen: Selbiges Schriftstück" — er hob einen großen viereckigen Umschlag in die Höhe — „ist von unbefugten Fingern eröffnet und sicher auch gelesen worden, dann wohl wieder geschlossen, allein der Bruch des Sigills zeigt es deutlich an, daß hier ein gröblicher Bruch des Amtsgeheimnisses vorliegt. So lasset es mich nit entgelten, ihr Herren, wenn ich gröblich dreinfahre, um den herauszufinden, welcher sich in solch schwerer Art vergangen, und uns andere vor schmählichem Verdacht schütze. Ich werde also itzt jedweden der Herren des Kleinen Rates auf Eid befragen, ob er der Täter war oder nit. Findet er sich nit unter uns, muß der Rat der Genannten einberufen und ihm die Frag' vorgelegt werden! Ich beginne bei mir selbst und schwöre bei Gott dem Allmächtigen und Allwissenden, daß ich, Jobst Tetzel, erster Schultheiß zu Nürnberg, nichts weiß von selbigem Schriftstück und dasselb' auch nit erbrochen habe, so wahr mir Gott helfe. Herr Tucher, bekennet mir nach!"

„So wahr mir Gott helfe!" schloß die klare, ruhige Stimme des Tuchers.

„So wahr mir Gott helfe!" sagte der alte Pfinzing.

„So wahr mir Gott helfe!" tönten überzeugend die Stimmen des Löffelholz, des Ebner, des Holzschuher, des Tobler.

Da plötzlich stand Niklas Muffel auf. Sein bleiches Gesicht war wie aus Holz geschnitten. Ein hochmütiger Zug lag um seinen Mund, als er sagte: „Ich bekenne mich schuldig, das Schriftstück eliminiert und erbrochen zu

haben. Wenn sich die Herren itzt darüber beraten wollen —? Ich bin in der Losungstube zu finden."

Um aller Heiligen willen! Verhaftet? Verhaftet, Gestrengen Herr Muffel — aus der Losungstube fort?"

„Aus der Losungstube, wie ich sage!"

„Und gleich in die Lochgefangnus gesetzet? — Ihr irrt!"

„Das Weib des Lochhüters hat's mir erzählt. Und der Ratsdiener. Abgeführt in ein Prisaun."

„Wo Wegelagerer und Staudenhechte sitzen?"

„Daselbst."

„Mit nichten, Herr Nachbar!"

„Die Wahrheit, Herr Nachbar!"

„Sell ist eine Gemeinheit."

„Sell ist Gerechtigkeit, Herr Nachbar. Itzt kommt es auf. Itzt tritt es zu Täg. Merket auf, was wir hier zu Nürnberg noch alles zu hören bekommen. Herr Tetzel soll geschäumt haben vor Wut."

Durch das große Tor des Muffelhauses hastete Anton Tucher. Jörg trat ihm entgegen.

„Wo ist Frau Muffelin?"

„Frau Muffelin ist in der Wäschekammer."

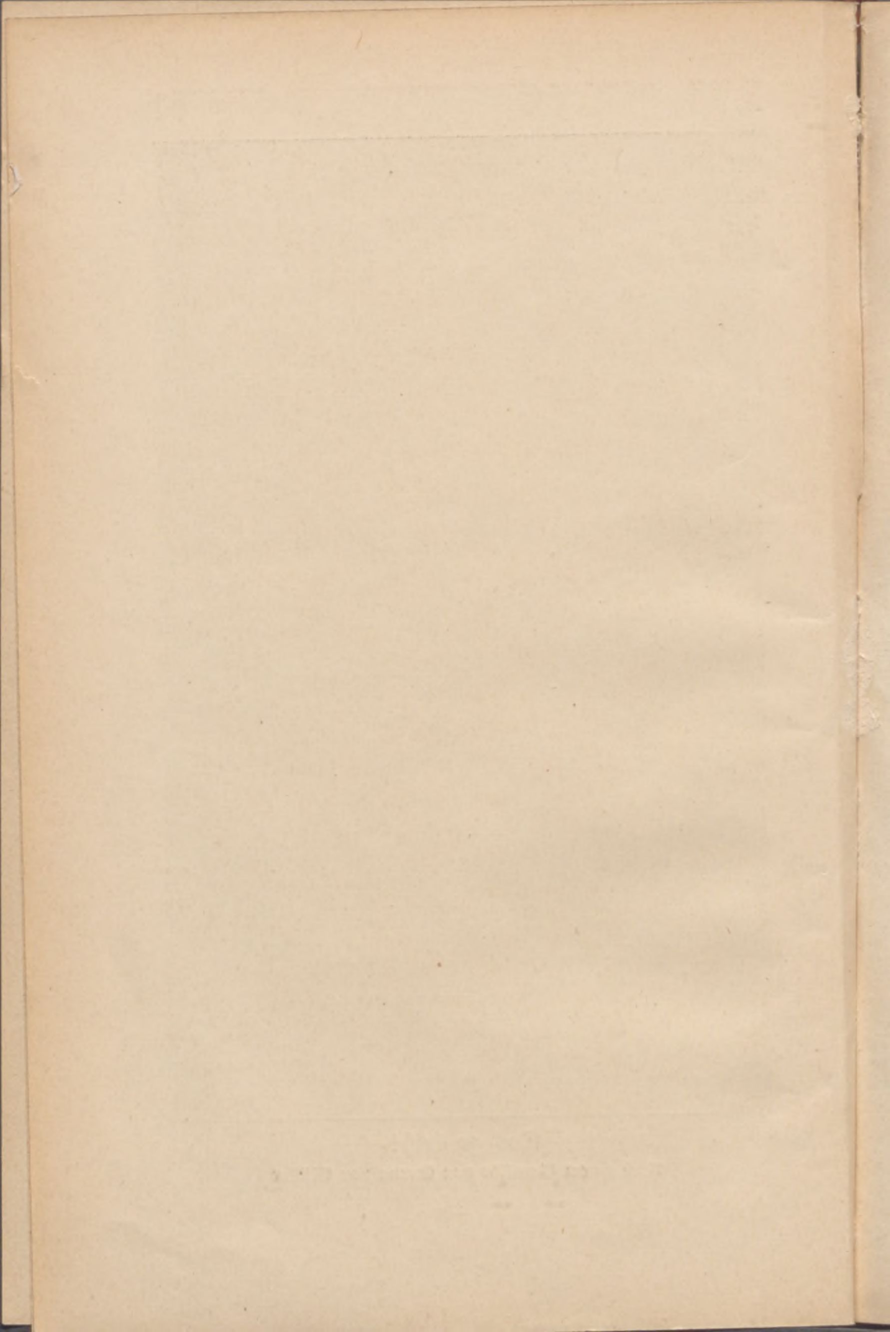
„So rufe sie!"

In dem holzgetäfelten Zimmer stand Tucher; er glaubte, sein Herz müsse zerspringen vor Weh.

Hier — hier um den viereckigen Eichentisch — hatte er sich mit dem blondlockigen kleinen Niklas Muffel gejagt, mit dem Jüngling Schach gezogen. Hier hatte er Frau Margarete versprochen, ihr beizustehen in der Erziehung ihrer Kinder, weil dem Vater andere Dinge wichtiger deuchten als die Sorge für sein eigen Fleisch und Blut. Sie waren alle wohl geraten, die Kinder



Noch zu heiß!
Nach einem Gemälde von Emma von Müller



Niklas Muffels — aber sie waren nicht seine Kinder, sondern Margaretens. Kalter Schweiß trat auf seine Stirn, als er den leichten Schritt der Muffelin hörte. Jetzt rauschte ein Frauenkleid.

„Gott zum Gruß, Herr Tucher! Ihr wollt mich sprechen?“

„Nehmet Platz, Fraue. Es ist ein traurig Ding, so ich Euch berichten muß.“

„Betrifft es meinen Gemahl, Herrn Muffel?“

„Es betrifft Herrn Muffel. Setzet Euch, Fraue. Niklas kann heute nit zu Euch zurückkehren, heute nit, und morgen nit.“

„Warum? Sprecht — sprecht doch, Herr Tucher!“

„Fraue, seid stark: Herr Muffel sitzet in der Gefangnus.“

Fliehende Schritte hallten draußen auf dem Steinboden wider. Die Tür wurde aufgerissen. Ein schöner, stattlicher Mann stand auf der Schwelle.

„Jörg sagt, daß Ihr da seid, Herr Tucher. Ihr könnt mir am besten Auskunft geben! Herr Tucher, was raunt das Volk vorm Rathaus? Man hat den Herrn Vater abgeführt in die Prisauns? Ist es wahr, die Leute sagen, er sei ein Dieb und Verräter?“

Da hallte ein leiser Wehruf durch das Zimmer. Frau Margarete lag leblos in den Armen Tuchers.

Wehklagende Mägde trugen sie nach der Kemenate.

Im Wohngemach fragte der junge Niklas Muffel den Ratsherrn abermals. Tucher neigte den Kopf. Dann schaute er entschlossen in die fest auf ihn gerichteten Augen des Mannes.

„Euer Vater hat die Amtsgeh'eimnus erbrochen, Umschlag und Sigill freventlich geöffnet, und stehet unter Anklag, die Armenkasse bestohlen zu haben. Niklas — ich habe die Entdeckung gemacht, den Herren Älteren

berichtet. Wenn er vor das Halsgericht kommt, wenn der Schmerz deiner Mutter das Herz bricht, wenn sie deinem Vater das Leben absprechen, so bin ich schuld, den er früher seinen Freund nannte!"

Aufächzend sank er in den großen Lehnstuhl und vergrub das Gesicht in den Händen.

„So der Herr Vater ein Dieb und Verräter ist, so habt Ihr recht gehandelt, Herr Tucher. So ist das Band zerschnitten zwischen uns, so mag das Gericht über ihn ergehen. So muß man ihn streichen aus dem Geschlecht der Muffel, und er muß das Los tragen, das er sich selbst gezogen."

„Es darf nit sein! Noch heute sende ich Boten nach Bamberg zu Eurem Bruder, dem Dompropst, und nach Ansbach zu dem Markgrafen Achilles. Wenn er vor das Halsgericht kommt, ist er verloren."

„So ein Reis kranket, schneidet es der Gärtner fort. Also muß ein Glied, welches dem ganzen Geschlecht Unehre und Unglück bringt, abgeschnitten werden vom Baum der Familie. Ist mein Vater ein Dieb und Verräter, dann habe ich keinen Vater mehr, Herr Tucher."

Der Lochhüter ging zwischen den zwölf Prisauns hin und her. Wenn er an Nummer neun vorüberkam, blieb er stehen und lauschte. Aber kein Laut klang heraus.

Zwei Meter im Geviert, zwei Meter hoch, ein kleines vergittertes Fenster, das auf den Rathaushof hinausging, eine hölzerne Pritsche, ein Loch darin, darunter ein übelriechender Kübel. In der Ecke qualmte ein Heizbecken und verbreitete schwache Wärme.

Niklas Muffel sinnierte. Sie hatten ihre Macht an ihm erprobt, ihn fühlen lassen, wie weit sie reichte. Nun verhandelten sie wohl. Wie lange das dauern

würde? Wagten sie, ihn die Nacht in diesem elenden Verlies zu lassen?

Nein! Ritterliche Haft — vielleicht in seinem eigenen Haus, vielleicht in einem der Gasthöfe, wie es verschuldeten Edelleuten erging, die man daselbst einschloß, und welche auf eigene Kosten dort wohnen mußten, bis sie ihre Schulden bezahlt hatten.

Er schüttelte sich. Erbärmlich kalt war's in diesem Loch. Seine hohe Gestalt stieß an der Decke an. Er setzte sich auf die Pritsche.

Eine schwere Erschlaffung kam über ihn, ein Gefühl der vollständigen Gleichgültigkeit, in dem alles unterging und aus welchem in weiter Ferne nur wie ein freundliches Glänzen die Fenster eines Klosterkirchleins leuchteten, eine Mauer, über die sich Flieder und Geißblatt beugten, eine hohe Mauer, hinter der alles verebbte, alles, alles still ward.

Als die Lochhüterin mit der Mittagsuppe eintrat, fand sie Herrn Muffel schlafend auf der Pritsche liegend: der erste tiefe, feste, traumlose Schlaf seit Monaten.

Der Große Rat versammelte sich im Sitzungssaal des Rathauses.

Der Tetzel teilte ihm in wenigen Worten, in denen die Erregung zitterte, das Vorgefallene mit. Totenbleich saß der Tucher auf seinem Platz. Der Handwerker-Losunger Toller schaute ängstlich drein, der alte Löffelholz blickte trübe vor sich nieder. Alle schwiegen, als der Tetzel geredet. Kurz sagte er: „Wer will das Wort?"

Tucher begann: „Ehe wir über das Verbrechen richten, wollen wir nochmals bedenken, was Niklas Muffel für die Stadt gewesen. Ihr Herren, Nürnberg hat ihm viel zu danken. War er nit stets ein Fürsprech bei Fürsten und Herren? Hat er nit stets mit vollen Händen gegeben,

wenn es zum Nutzen der Allgemeinheit war? Er hat die Stadt allzeit würdig vertreten, vor dem Kaiser, dem Heiligen Vater, den feindlichen Mächten, so unserer Stadt nit wohlwollten. Ihr Herren, Niklas Muffel hat schwer gefehlt. Sein Vergehen scheidet ihn aus unsern Reihen. Doch wer von uns ist ohn' Sünd' und Schuld? Lasset Milde walten, ihr Herren!"

Fuhr der Imhof auf: „Ist es nit das, was uns das Volk, insonderheit der Stand der Handwerker fortwährend vorwirft: daß das Gericht nur aus Patriziern gebildet und demzufolge parteiisch sei? Daß eine Stadtverwaltung, die sich selbst ergänzt, die ihre Beschlüsse in geheimen Sitzungen faßt, dem Volke feindlich gegenübersteht? Söllten wir nun milde ins Gericht gehen mit dem Schuldigen, weil er ein Ratsherr ist? Als solcher hatte er die doppelte Verpflichtung, ein gut Exempel zu statuieren vor dem gemeinen Volk. Niklas Muffel hat seine Pflicht als Ratsherr und vorderster Losunger aufs gröbste schimpfieret. So möge ihn die ganze Schwere des Gesetzes treffen."

Lienhard Groland sagte: „Niklas Muffel hat gestohlen und verraten. Dieben und Verrätern gehört der Galgen."

„Noch ist nix bewiesen und gestanden," warnte der Volkamer.

„Man vernehme den Inkulpaten," rief Pfinzing.

Tetzel erteilte den dreizehn Schöffen Erlaubnis, sich in den Nebenraum zur Beratung zurückzuziehen.

Nach kurzer Zeit legten sie ihre Ansicht vor: „Verhör des Inkulpaten, bei Leugnung peinliche Befragung." Die Erlaubnis des Rates wurde ihnen erteilt.

Das dämmernde Frühlicht fiel verdrossen durch die kleinen, vergitterten Fenster der Kapelle, eines niedrigen,

gewölbten Raumes, der die Reihe der Prisauns abschloß.

Trotz der frühen Morgenstunde rumorte dort bereits der Knecht des Lochhüters, reinigte die Leuchter, steckte frische Kerzen auf, legte eine Decke über das Tischchen, an dem der Lochschreiber das Protokoll aufsetzen mußte, spitzte Gänsekiele und rückte an den Gerätschaften, welche an der Wand standen.

Der Lochhüter fragte den Knecht: „Ist alles bereit? Lichter in Ordnung, Pergament und Gänsekiele? Instrumenter seind geputzt? — Söllt' ich den Gefangenen holen?" wandte er sich an die Schöpfen.

„Ja, wir seind fertig," entgegnete Alois Vorchtel.

Der Lochhüter gab dem Knecht einen Wink. Dumpf hallten ihre Schritte auf dem Steinboden wider, bis sie vor Nummer neun der Prisauns anhielten.

Niklas Muffel erhob sich langsam von der Pritsche, als die Männer eintraten. Seine Augen lagen eingesunken in dem bleichen Gesicht. Der Lochhüter blickte mißtrauisch nach der hohen Gestalt. „Herr, das Verhör soll beginnen," sagte er kleinlaut.

„Gut! So laßt uns eilends gehen. So ist meine Haft beendet, denn ich werde mich zu rechtfertigen wissen."

In der Tür der Kapelle blieb Muffel jäh stehen. Da sollte er verhört werden, wo man Schelme und Staudenhechte verhörte?

Die Lichter brannten hell, die Männer standen ernst neben dem schwarz verhängten Tisch, an dem der Schreiber saß.

Zwei Lochschöpfen, der Schreiber und der Henker und sein Gehilfe. Muffel richtete sich auf; ein hochmütiger Zug spielte um seinen blassen Mund.

Auch den Schöpfen war nicht wohl in ihrer Haut.

Alois Vorchtel räusperte sich laut, dann sagte er: „Niklas Muffel, Ihr seid angeklagt, der Armenkasse tausend Gulden gestohlen, das Amtsgeheimnis in Sachen Konrad Goldasts und Hans Müllers dem Abt von Sankt Ägydien gegenüber gebrochen, das Sigill an einem amtlichen Schreiben geöffnet zu haben. Bekennt Ihr Euch schuldig dieser Verbrechen?"

Langsam und schwer sprach Niklas Muffel: „Bekenne mich schuldig alles dessen."

Schrecken lag auf allen Gesichtern.

„Niklas Muffel, so Ihr solches gesteht, so habt Ihr noch mehr zu gestehen," sprach der Lochschöpfe.

Der Losunger hob den Kopf.

„Hab' nichts Weiteres zu gestehen. Wohl, ich habe das Geld genommen — doch ist Niklas Muffel nit mehr gut für tausend Goldgulden? War nit die Sache des Goldasts und Müllers bei dem Abt von Sankt Ägydien ebenso sicher als bei mir? Hätte ich nit später doch Einblick in das Amtsschreiben bekommen? Es ist genug, ihr Herren!"

Der Lochschöpfe hob abwehrend die Hand.

„Ihr seid hier Angeklagter, Herr Muffel, nit Ankläger," sagte er scharf. „Ihr dürft Euch, wie Ihr wißt, einen Fürsprech wählen, der Eure Sachen verficht. Meine beruht lediglich darauf, die Urgicht* zu gewinnen, und so frage ich Euch nochmals, dringend und ernsthaftig: Habt Ihr nichts weiter zu bekennen?"

„Hab' Euch mein Geständnis abgelegt."

„Herr Muffel, wollet bedenken, daß Leugnen Euer Sach' verschärfet. Besinnet Euch, denket nach; leicht, es findet sich noch ein Vergehen. Herr Muffel, Ihr kennt das Gesetz."

„Ich habe nichts weiter zu sagen."

* Bekenntnis.

Der Lochschöpfe gab dem Henker einen Wink. Niklas Muffel hielt ihm ruhig seine Hände hin.

„Ihr wollt mich binden? Tut es."

Schnell umschnürte man ihm die Handgelenke.

„Niklas Muffel, Ihr seid itzt gebunden, Ihr kennet den Weg des Gesetzes. Vollendet Eure Urgicht. Bekennet den Rest Eurer Verfehlungen."

„Hab' nichts weiter zu bekennen."

„So schreibet das Gesetz die Daumenschraube vor."

Ein Zucken lief über das zerwühlte Gesicht des Mannes, dann richtete er sich hoch auf. Er schwieg.

Der Löw rückte an dem Instrument. Die Schraube knirschte.

Mechanisch sprach der Lochschöpfe: „Bekennet, Niklas Muffel, bekennet!"

Fester preßte sich das Eisen ins Fleisch. Der Gemarterte stöhnte: „Bei Gott und allen Heiligen, ich habe alles bekannt!"

„Laßt ab!"

Der Lochschöpfe wandte sich an den Lochhüter: „Führet den Inkulpaten zurück in die Prisaun."

Der Schreiber wischte die Feder ab und falzte den Bogen.

Als sei er trunken, so tappte Muffel zurück in die Zelle.

Durch die Straßen der Stadt lief Schrecken und Grauen.

Auch in die Siechenhäuser und die Klöster drangen Gerüchte. Und es falteten sich magere Hände. Vor ewigen Lichtern stiegen Gebete in die Höhe. Herr Muffel! Der Wohltäter der Stadt! Der Vater der Armen und Kranken! Herr Jesus, du Gnadenvoller — bitte für ihn! Maria, du gebenedeites Gefäß der Gnade — bitte für ihn! Schicke ihm einen Helfer, einen Retter, großer Gott!

Und im Judenviertel zitterten angstvolle Herzen. Gott, du gerechter! Wer wird schirmen die armen Hebräer, wenn er nicht mehr ist? Er war für sie eingetreten, wenn der Ehrbare Rat seine Schulden mit dem Gelde der Juden bezahlen wollte.

Ganz von Sinnen aber schien der alte, kleine Veitele. Er brachte den Gebetsriemen nicht mehr von der Hand. Hundertmal wohl am Tage lief er vor das Rathaus, in die Dielinggasse, um zu hören, was man sprach von Herrn Muffel, und kam verzweifelt und zerbrochen heim. Es stand schlecht mit Herrn Muffel vom Dielinghof.

Frau Margarete lag im Bett, seit sie ohnmächtig von ihren Mägden hinausgetragen worden war. Nur ihre Töchter durften um sie sein. Aber auch mit ihnen sprach sie nicht. Nur einmal öffnete sie die Lippen: „Der Kaiser — der Markgraf von Onolzbach, mein Sohn, der Dompropst von Bamberg — Boten senden —"

Dann schwieg sie wieder und blickte starr und glanzlos vor sich hin. In welche Untiefen von Leid schauten wohl die Augen Frau Margaretens in diesen Tagen?

Der Älteste, Niklas Muffel, hielt sich im Hause verborgen. Er scheute jedes Gesicht, gleich der Mutter. Gabriel jedoch und der Jüngste, Heinrich, hatten auf eiligen Pferden die Stadt verlassen, Gabriel wandte sich nach Norden, wo zurzeit der Kaiser residierte, an dessen Hof der zweitälteste der Muffel sich befand, der Jung Heinrich ritt gen Onolzbach.

In diesen Tagen aber schien sich der alte Kriegsknecht Xaver Schmerbügel zu verdoppeln. Das Zipperlein zwickte ihn zwar gewaltig. Trotzdem sah man ihn überall.

Er stand auf dem Markt vorm Rathaus und um ihn herum eine gaffende Zuhörerschar, er saß in den Wirt=

schaften und schlug mit der Faust auf den Tisch, schimpfte und fluchte.

Dann stund er bei den Krämen, und man sah ihn eifrig in die Frauen hineinsprechen. Sie liehen ihm williges Gehör, und manche wischte sich eine Träne aus den Augen. Doch Xaver Schmerbügel hastete weiter.

Bei der Maut sammelte er wieder einen kleinen Kreis von Zuhörern. Und ein leises, verstecktes, aber tiefes Murren lief durch die Stadt, ein Murren, das aus der Seele des Volkes stieg. Der alte Kriegsknecht schürte auf dem Markt, bei den Krämen und in Gasthäusern.

Und von diesen Herden lief das Murren weiter, drang in die Häuser. Beim Schottenkloster auf dem Ägydienberg lag ein blinder Mönch Tag und Nacht auf den Knien.

Und also flehte der blinde Mönch: „Gib mir Kraft und Stärke, großer Gott, auf daß ich die Seele wachrüttele, die von selbst nicht zu dir finden kann. Allein um dessen willen, was Niklas Muffel an diesem deinem Gnadenort getan, erbarm dich über ihn, gerechter Gott! Laß mich die Kraft finden, hart mit ihm zu reden, denn über Dornen blühen Rosen auf, und ein Gärtner muß hart mit dem Messer hantieren, so er gute Früchte erzeugen will. Herr, gib Kraft, Herr, laß wohl gelingen!"

Bleich ging Tucher durch diese Tage. Noch einmal hatte er im Rat alles aufgeboten, um für Niklas Muffel zu retten, was noch zu retten war. Er stellte einen Teil seines eigenen Vermögens als Bürgschaft zur Verfügung, er hatte Eilboten nach Ansbach und Bamberg gesandt, beantragte immer neue Termine, um die Hauptverhandlung hinauszuschieben. Es mußte ja Nachricht kommen vom Markgrafen oder dem Dompropst zu Bamberg.

Und solchen gewichtigen Fürsprechern konnte der Rat sich nicht ohne weiteres widersetzen.

Der Tucher merkte nicht, wie er mehr und mehr isoliert stand im Rate. Man munkelte hinter seinem Rücken allerlei. Der Verdacht konnte sich an die hochangesehene Person des Mannes nicht heranwagen, doch es schlich ein Befremden durch die Reihen der Ratsherren.

In seinem Herzen fraß ein Wurm, fraß und fraß.

Margarete Muffel, die er geliebt von früher Jugend, lag siech danieder. Sie, der alles gehört, was gut und rein, weich und voll Liebe in ihm gewesen. Die Schande tötete sie. Vielleicht auch Schmerz um den Mann, der der Gefährte ihres Lebens gewesen?

Niklas Muffel schmachtete im Kerker. Mehr und mehr trat zutage, daß man im Rate die Gelegenheit zu benützen gedachte, sich des verhaßten Machthabers für immer zu entledigen.

Persönliche Fehde mischte sich mit gerechtem Urteil, daß, was dem geringen Mann recht, auch dem vornehmen Verbrecher billig sein, daß vor dem gemeinen Volk, so die Sache nun einmal ruchbar sei, ein Exempel statuiert werden müsse.

Während Xaver Schmerbügel um die Meinung des Volkes rang, schlichen andere Boten durch die Straßen der Stadt. Die waren vorher bei dem Schultheißen Jobst Tetzel aus- und eingegangen und hatten den alten Tobler und verschiedene andere des Rats gesprochen, die den hochmütigen, selbstsicheren Muffel seit Jahren ehrlich gehaßt hatten.

Und also sprachen diese Boten zum Volk: „Ihr Leut', was habt ihr euch denn wegen diesem Muffel? Er ist ein Dieb, so gut wie ein armer Staudenhecht, der einen Schinken stiehlt und dafür schaukeln muß. Hat nit der Ehrbar Rat schonst manichen auf solche Weis' zum Tode befördert? Söllte er nun bei dem Losunger Muffel ein

Ausnehmen machen, bloß weil er von Haus und Stand ist? Mitnichten! Ehre dem Ehrbaren Rat, so er Gerechtigkeit läßt Gerechtigkeit sein! Was dem einen recht, ist dem andern billig! Ihr Leut', itzt zeigt, daß ihr versteht, Gleiches mit Rechten zu urthelen. Niklas Muffel soll seines Leibes und Lebens ledig werden. Also gebeut es das Recht und die Ordnung. Ehre dem Rat, so er for Rechtens ficht, auch wenn es gegen einen der Seinen geht und solicher ein vornehmer Herr ist."

So rangen zwei Strömungen miteinander, und es kam keiner zur Ruhe in diesen Tagen zu Nürnberg.

In der Zelle des Gefangenen aber saß der Tod, breitete seine schwarzen Flügel darüber und grinste den einsamen Mann aus hohlen Augen an. Und das Leben in Niklas Muffel wehrte sich dagegen, wand sich unter dem gräßlichen Blick, schrie auf voll verzweifelter Sehnsucht nach Freiheit, Licht und Sonne.

Außer bei den täglichen Verhören sah Niklas Muffel nur den Lochhüter, sein Weib, den Knecht und die Magd. Er war fügsam, saß meist in dumpfes Brüten versunken auf der Pritsche und merkte nicht, daß aus Morgen und Abend wieder ein kläglicher Tag geworden war.

Eines Mittags, als die Lochhüterin das Essen brachte, das täglich vom Muffelhaus gesandt war, wurde sie abgerufen. Das Dirnlein blieb für einen Moment allein bei dem Gefangenen.

„Ihr söllt es nit wissen, Herr," flüsterte es eilig, „ich sage es Euch aber doch: Die Markgräfin von Ansbach und Bayreuth ist heunt in aller Frühe eingeritten, sei die ganz Nacht durchgeritten, Fürsprach beim Rat für Euch einzulegen. Eben steht sie vorm Ehrbaren Rat, allwo ihr Hausvogt für Euch bittet. Und Brief seind kommen von Bamberg, Hochwürden Herr Dompropst hat geschrieben,

söllt' ich Euch sagen, er sei krank, doch bitte er den Rat um Gnade. Und ein anderer Bote bracht' ein großmächtig Schreiben mit dem päpstlichen Sigill," sie zog ein schmutziges Zettelchen hervor, „Jörg hat es mir aufgemerket, kunnt' den Namen nit behalten. Selbiger tritt auch für Euch ein."

Niklas Muffel entriß der Hand das Zettelchen.

„Der Herr sei zu Bamberg zu Besuch," fuhr die Kleine fort. „Auch ein Schreiben vom Herrn Herzog Ludwig von Bayern soll angekommen sein. Der Kurier wohnt im Tucherhaus."

Das bleiche Gesicht Muffels war plötzlich blutübergossen. Die blauen Augen strahlten das Kindlein an.

„Maidlein," rief er fast fröhlich, „geh fleißig auf Kundschaft und hinterbringe mir alles, was du erspähst. Wenn ich aus diesem verwünschten Loch wieder heraus bin — hast du schon einen Schatz? — Nit? Nun, so kommt er bald, schön genug bist du dazu! Ich aber will dich ausstatten und dir eine Hochzeit bereiten, von der Nürnberg ein Jahr lang reden soll."

„Der großgünstig Herr ist zu gütig! Itzt aber muß ich fort. Die Frau kommt zurück!"

Eilig raffte sie das Geschirr zusammen und lief hinaus.

Niklas Muffel aber reckte seine hohe Gestalt. Ein sieghaftes Leuchten lag auf dem immer noch schönen Gesicht.

„Noch seind wir nicht am Ende!" sprach er vor sich hin. „Noch habe ich Freunde, die für mich eintreten."

Er suchte fortan in heimlichem Verbundensein die Augen der kleinen Magd. Aber beim nächsten Mal schlug sie sie kaum zu ihm auf. Sie waren rot umrändert, als habe das Dirnlein geweint. Beim übernächsten schüttelte sie hinter dem Rücken der Lochhüterin leise den Kopf. Da sank ein grauer Schleier über die hoffnungsvolle Seele

des Gefangenen, und aus den dunklen Ecken der Zelle griffen dürre Hände und krallten sich wieder in sein Herz.

Im Ehrbaren Rat hatte eine erregte Sitzung stattgefunden: Die Markgräfin Anna war tief verstimmt ohne Erfolg ihrer Fürbitte abgereist, desgleichen die beiden Boten.

„Es gilt die Ehre des Rates. Es gibt kein Zurück mehr."

Diese Auffassung setzte sich mehr und mehr durch. Der Rat durfte nicht mehr nachgeben, sollte er nicht alles Ansehen beim Volke verlieren. Ein Exempel mußte statuiert werden.

Nur eine, eine einzige Möglichkeit blieb offen: Der oberste Gerichtsherr der freien Reichsstadt war der Kaiser. Griff er ein, befreite er mit seinem Machtwort den Gefangenen, so fiel das Urteil des Rates zusammen.

„Hinausziehen —!" Das war des Tucher eifrigstes Bemühen in diesen Tagen. Darum beantragte er immer neue Verhöre — eine entsetzliche Qual für den Gefangenen — aber vielleicht seine Rettung. Die Boten mußten, mußten ja kommen.

Gerechtigkeit, ehrliche Rug — so sprachen die ehrsamen Glieder der alten Familien, welche die Schande, die ihnen Niklas Muffel angetan, schwer drückte. Gerechtigkeit, ehrliche Rug — so heischten auch die anderen, denen offener und geheimer Haß, geheime Hoffnungen und stille Wünsche die Worte diktierten. Ein Menschenleben galt wenig zu selbiger Zeit. Der armselig Schelm, der beim Bauern einbrach, wußte, daß er es aufs Spiel setzte, und stahl doch.

Der schuldige Losunger, auf dessen Schultern die Verantwortung seines Berufes, die Ehre und das Ansehen der Stadt lag, söllt' leer ausgehen? Mitnichten!

Ein Exempel mußte statuiert werden vor allem Volk.

So war der Tag der Gerichtsitzung bestimmt, sechs Tage, nachdem man Niklas Muffel gefangengesetzt.

In Niklas Muffels Seele war das Aufflammen einer frohen Hoffnung wieder zusammengesunken. Immer mehr zog die Ahnung verlorenen Spiels in sein Herz. Und eines Tages dachte er über sein Leben nach. Das war nach der Stunde, als der blinde Mönch Simon Lindner vor dem Kruzifix um die Seele des Losungers gerungen.

Wenn du heute tot bist, Niklas Muffel, wer trauert dir nach? —

Das Volk, weil es seinen Wohltäter verliert. Es wird trauern, bis es einen anderen findet. Die im Rat — wer, Niklas Muffel, wer wird dir nachtrauern?

Wer war dein Freund, nicht der Freund des allmächtigen Losungers, sondern der deine?

Anton, Anton Tucher? —

Sein Herz zog sich schmerzhaft zusammen. Er war es gewesen, lange Jahre, bis er ihn in selbstsicherem Ichbewußtsein von sich stieß. Denn die Unbeugsamkeit Tuchers konnte dem Scheinleben Niklas Muffels nicht folgen. Ja, ein Scheinleben hatte er geführt, all die Jahre. Ein Wandeln am Abgrund war es gewesen. Itzt stürzte er hinein, und der Abgrund verschlang ihn.

Wer, wer würde um ihn trauern? Seine Familie? Eiskalt stieg es in ihm auf.

Sein Weib, seine Kinder? Wo standen sie? Waren sie nit meilenweit fern von ihm?

Ein jeder Mensch sät Samen in der Zeit seines Lebens.

Und der Same geht auf. Und wenn er zum Sterben kommt, dann wird offenbar, ob es Blumen, Fruchtbäume oder Dornen waren.

Wie ging sein Same auf? Der Same der Liebe bringt Blumen und Früchte.

Hast du den Samen der Liebe gesät? Von weit, weit her klang die längst vergessene Stimme des alten Hallanders: „Denn wer sich verlieret, wird gewinnen. Niklas Muffel, du hast dich nie nit verloren!"

Als Niklas Muffel bis zu diesem Punkt gekommen, da war ihm, als weiche die eiserne Hand, die sein Herz umspannt hielt, ein wenig beiseite, als scheine durch den Nebel ein ganz leises, ganz fernes Licht. Und seine Seele klammerte sich inbrünstig daran.

Er wußte aber nicht, daß in dieser Stunde seine Seele erwacht war. Was die Worte des alten Hallanders nicht bewirken konnten, es kam itzt von innen heraus. Das Stärkere stieg in dem armseligen Menschen Niklas Muffel empor, was Leben und Tod überwindet. Und er dachte weiter, mühsam sich vorwärts tastend, auf dem neuen unbekannten Weg, von dem er nicht wußte, wohin er führte: Warum war das alles so? „Undank!" wollte der alte Mensch Niklas Muffel emporfahren. „Verrat und Undank!" Doch das, was zu schwingen angefangen hatte in ihm, zog das Wort vorsichtig zurück. Für was hatte er Dank verdient?

Erfüllte Pflicht kann Dank verlangen. Großmut aber verlangt auch da keinen Dank, denn der Dank liegt in der Tat selber. Pflicht! Hatte es je Pflichten für ihn gegeben wie für den ernsten Tucher?

Aber war der Tucher glücklich geworden dadurch? Er konnte ruhig sein. Und Ruhe ist Glück. War er glücklich gewesen?

Er hatte Stunden leidenschaftlicher Seligkeit, himmelhoch aufflammender Glut erlebt, stolzgeschwellter Befriedigung — war das Glück gewesen? Welche Spuren

hatten sie hinterlassen? Wenn er gab, wenn er dem jubelnden Volke Zugeständnisse machte, Almosen austeilen ließ — war das, ehrlich geprüft, reine Herzensgüte gewesen, oder schwang etwas anderes, Unreines, Unlauteres mit? „Sehet, welch ein Mann!"

Niklas Muffel, der Wohltäter, Niklas Muffel, der Volksliebling! Hättest du auch gegeben, wenn dein Name nit genannt worden wäre? Nahmst du nit überhaupt von deinen ersten Jahren an immer und überall, was dir gefiel, dir wohltat, deine Begier reizte? Es fiel dir leicht, das Nehmen. Man brachte dir halb entgegen, was andere sich erst erkämpfen mußten. Aber bürdete dir das nicht auch Pflichten auf?

Pflichten des Dankes —!

Niklas Muffel lag auf der Pritsche und starrte in das Dunkel der Zelle. Da lief ein Büblein durch den Raum, fröhlich jubelnd. Mit dem Händlein griff es nach allem, was lockend und schön war, und lachte dazu. Aus dem Büblein wurde ein Jüngling. Ein Stich durchfuhr den einsamen Mann. Madelgard!

Groß stand sie im Schuldbuch seines Lebens.

Madelgard! Deine unentweihte Liebe nahm ich, wie man eine Blüte bricht, die man welken läßt, nachdem sie uns kurz erfreut. Durch dein Leben ging ein Riß. Ich habe ihn gemacht. Du hast mir nie gezürnt. Überreich war die Stärke und Größe deiner Seele. Deine Liebe zu mir übertrugst du sogar auf dein Kind.

Oh, Gott sei ewig Dank, daß ich an ihm ein wenig vergelten konnte, was ich an seiner Mutter gesündigt!

Bunte Bilder tauchten vor ihm auf. Heißere Sonne leuchtete nieder; wirr und kraus waren die Erlebnisse dieser Jahre. Manche Schuld verbarg sich unter Samt und Rosen.

Wer ihm damals im Weg gestanden, den trat er nieder. Plötzlich lachte er auf. Aber es war ein Lachen, in dem ein Aufschluchzen zittert. Er sah sich mit seinen Knechten am Kreuzweg dort, wo die Glieder Gehenkter an Pfählen hingen. Du sprachst damals ein Vaterunser für die armen Seelen, Niklas Muffel. Es wird dir gut tun in deiner letzten Stunde.

Ein dunkellockiges Köpfchen sah der Liegende. Schwarze Augen leuchteten. Gersuinda von Jontschu! Die große Sünderin. Der Dämon seines Lebens!

War sie das gewesen, als er sie im blühenden Heidekraut zu heißem Kuß in seine Arme riß? Hatte sie ihm nicht in leidenschaftlicher Hingabe ihre heiße Liebe gegeben, die er nahm — und verriet?

War da nicht erst die unheilvolle Wandlung geschehen in dieser leidenschaftlichen Frau, durch die Liebe zu Haß geworden, die sie kalt über alles, auch über sich selbst fortschreiten ließ, in maßlosem Vernichtungsdrang?

Triumphiere, Gersuinda von Jontschu! Das Spiel ist aus. Du hast gewonnen. Aber verzeih mir, verzeih mir meine Schuld, die das Böse in dir weckte, wie meine Liebe einen Himmel eröffnet hätte. Du wärst mit lachendem Munde für mich in den Tod geschritten, Gersuinda. Meine Untreue aber schied dein Leben in zwei Hälften. Und die zweite Hälfte ging im Haß unter.

Zwei Kinderarme schlangen sich um seinen Hals, eine kleine, zierliche Gestalt hüpfte an seiner Seite dahin, leicht, wie ein Vogel.

Er stöhnte auf. Warum hatte er Margarete von Giech an sich gefesselt? Liebte er sie? War er überhaupt fähig gewesen zu lieben? Er hatte sie geliebt, wie alle anderen. Hatte die Hand nach ihrem Liebreiz ausgestreckt, es hatte ihn gelockt, der Erwecker dieser Blüte zu sein. Doch

er war es nicht geworden. Die Blüte war gewelkt, ohne sich richtig erschlossen zu haben. — Eine Margarete von Giech nahm man nicht, wie man das arme Türmermaidlein oder das leidenschaftliche, unbeschützte Kind Gersuinda von Jontschu genommen, das haltlos seinem starken Triebleben gefolgt war.

Der Weg zu Margarete von Giech ging über den Traualtar. Und ungestüm, kaum mehr Herr seiner selbst, drängte er das zur Vollendung, was kaum halb erschlossen gewesen.

Erschreckt, entsetzt, verwundet bis ins Innerste, zog sich das einem süßen Traumleben entrissene Kind in sich selbst zurück. Die Knospe war gewaltsam geöffnet worden. Ihre Blüte wurde welk und kümmerlich.

Madelgards Liebe hatte den Schmerz überwunden. Gersuindas getäuschtes Vertrauen verwandelte sich in Haß. Ihrer leidenschaftlichen aktiven Natur lag stilles Bescheiden und Entsagen nicht. Margaretens Seele verzehrte sich. Ihre Liebe welkte dahin unter der übergroßen Glut seines Begehrens, ihre Jugend starb daran. Wäre wohl aufgeblüht in den sorglichen, behutsamen Händen des Tucher?

Ein bitteres Gefühl erfüllte Niklas Muffel. Wie deutlich er all das sah! Jetzt, wo es zu spät war.

Wie furchtbar ist das Wort „zu spät". Hatte er Margarete geliebt? Er hatte sie begehrt. Aber Begehren ist nicht Liebe.

Liebe ist Gleichklang, Verstehen, Achtung vor der anderen Menschenseele. Hatte das nicht der alte Hallander gesagt? Liebe ist Schonung, Liebe ist Selbstentäußerung. Blüht aus solcher Liebe die rot blühende Blume der Sinne, so senkt sich der Himmel auf die Erde.

Anton Tucher! Du liebtest sie. Ich wußte es, und dies

Wissen erhöhte mein Begehren nach ihr. Was mußt du gelitten haben, als du sie welken sahst an meiner Seite!

Schuldlos? War sie es wirklich? Ihr Zurückweichen, ihr Abwehren, ihr kühles In-sich-selbst-Zurückziehen — lag da nicht auch Schuld? Kann der Mann nicht fordern vom Weibe? Mit Recht fordern?

Aber: Vermagst du von zertretenen Trieben Leben, Blühen zu verlangen? Sie richten sich vielleicht mühsam wieder auf. Eine Blüte bringen sie nie mehr. Margarete — die Liebe hat dir gefehlt. Daran starbst du. Was du an Liebe noch zu vergeben hattest, gabst du deinen Kindern. Er sah sie um die Mutter stehen, als er von Italien heimkehrte, schöne, hochgewachsene Menschen. Das Aufjauchzen seiner Söhne grüßte die Mutter — nicht ihn. Er hatte keinen Teil gehabt am Leben und Erblühen seiner Kinder. Draußen, außerhalb des Hauses lagen lockende Güter, Macht, Ansehen, Glanz, Ruhm.

Danach, wie nach allem Lockenden, hatte er gegriffen, beiseiteschiebend, was ihm im Wege stand. Es waren das Herz und die Seele seines Weibes, seiner Kinder und seines Freundes gewesen.

Die Dämmerung kroch durch den kahlen Raum.

Kleine, graue Schatten huschten über den Boden. Doch der düstere Nebel war geschwunden. Es war eine neue Wirklichkeit in Muffels Leben getreten. Auf der Pritsche lag ein Mann und weinte, weinte seit seinen Kindertagen zum erstenmal wieder.

Erlösungstränen.

Zweimal war der Mönch Simon Lindner schon im Muffelhaus gewesen. Man hatte ihn nicht vorgelassen. Die Energie des greisen Bruders Heinrikus erzwang den Zutritt in die Kemenate der Muffelin. Sie lag noch

in derselben Apathie wie all die Tage seither. „Frau Margarete Muffelin, erwachet!“ rief der Mönch. „Ich komme von Eurem Gemahl, Herrn Muffel, um Euch zu grüßen!“

„Mein Gemahl, Herr Muffel, hat mir itzt auch das letzte genommen, mir und meinen Kindern. Er ist tot für mich,“ sagte die Muffelin fest und klar.

„Frau Margarete, Ihr irrt! Herr Muffel ist nit tot. Er lebet! Mit Feuer und Schwert bin ich ausgezogen, einen Saulus zu bekämpfen, zu erwecken, und ich habe einen Paulus gefunden. Frau Margarete — Herr Muffel wird der Welt sterben — Gott wird er leben. Denn er hat ihn erweckt von seinem Ich.“

Da richtete sich die Frau auf. Das graue Haar strich sie aus der eingefallenen Stirn. In die müden, glanzlosen Augen trat ein eigenes Leuchten.

„Was sagt Ihr, Bruder Simon? Sprecht Ihr wahr?“

Durchdringend richtete sie ihre Blicke auf ihn.

„Ich spreche wahr, Fraue, es ist, wie ich sagte.“

„Alsdann — alsdann will ich mit Euch allein bleiben, und Ihr sollt mir alles mitteilen, was Ihr wißt.“

Der Mönch Simon Lindner blieb zwei Stunden am Bett der Kranken. Als er heraustrat, hatte er ein seltsamliches Leuchten in dem blassen Gesicht.

Feierlich brannten die Kerzen an den hohen Leuchtern des Gerichtszimmers. Eichene Schranken trennten die Richter von den Parteien.

Der ganze Große Rat war versammelt. Niklas Muffel stand ungebeugt vor seinen Richtern. Sein volles Haar war weiß geworden.

Und es gab manchen unter dem Ehrbaren Rat, dem es nit wohl war in seiner Haut. Blaß saß der Tucher da.

Alles vergebens, was er versucht. Eine schlimme Saat war aufgegangen in all den Jahren.

Und wollte mit Blut gedüngt sein!

Der Lochschreiber hatte die Urgicht vorgelesen.

Ein verächtliches Lächeln glitt über Muffels Gesicht.

„Niklas Muffel, verhält es sich also?“ fragte der Stadtrichter.

„Ihr kennt meine Meinung: Geständnis der Folter ist halbe Sach'.“

„Äußert Euch dazu, Lochschöpfe,“ forderte der Richter den Schreiber auf.

„Selbige Urgicht hat Niklas Muffel frei und ungebunden vor den anderen Zeugen, ehe die Daumenschrauben angelegt wurden, gemacht.“

„Niklas Muffel, bekennet Ihr Euch itzt zu Euren Angaben?“

Ein Schein des alten Hochmutes flog über sein Gesicht. Doch sofort breitete sich sanfter Zug darüber. „Bekenne mich alles dessen schuldig,“ sagte er fast demütig.

„So verkünde ich dem Delinquenten, daß von heute in zween Tagen ein Rechtstag angestellt wird, der ihm an Leib und Leben schädlich sein dürfte. Daher er seine Sünden ernstlich bereuen und seine Seele wohl bedenken möchte, zu welchem Ende man ihm einen Herrn Geistlichen zugeben wolle.“

„So werde ich dem Ehrbaren Rat dankbar sein dafür,“ sprach Niklas Muffel fest.

Bruder Heinrikus führte den blinden Mönch Simon Lindner bis an die Tür der Zelle und schob ihn, als der Lochhüter geöffnet, über die Schwelle.

„Seid gegrüßt, ehrwürdiger Pater! Ist es nit Hohn des Schicksals, mein ganzes Leben habe ich die Schönheit

geliebt. Und nun muß mich in meinen letzten Tagen solche Gräßlichkeit umgeben!"

„Ich bringe Euch die Schönheit," entgegnete Simon Lindner froh. „Es ist immer schön, wenn sich ein Menschenherz zum Vergeben und Vergessen neiget. Sehet, dies gab mir Euer Weib für Euch."

Er legte ein goldenes Kettlein mit einem Herzen daran in die Hand des Mannes. Lange starrte Niklas Muffel darauf nieder. Dann sagte er leise und innig: „Dies Kettlein war mein erstes Geschenk an das Fräulein von Giech."

„Euer Weib hat es immer getragen, versteht Ihr, Niklas Muffel, und sie wöllt' es mit ins Grab nehmen. Doch itzt sendet sie es Euch und läßt Euch sagen: Sowenig dies güldin Kettlin schwarz geworden in all den Jahren, sowenig war ihre Liebe erstorben, Niklas Muffel. Nur verschüttet ist sie gewesen. Itzt aber leuchtet sie wieder hell wie zuvor."

„Wo ich hinter Kerkergittern sitze?" fragte der Mann, und es schien, als hänge seiner Seele Seligkeit von der Antwort des Mönches ab.

„Eines Weibes Liebe macht auch vor Kerkergittern nit halt," entgegnete Simon Lindner ruhig. „Niklas Muffel, sieben Tage dauerte Eure Pein. Morgen um diese Zeit seid Ihr befreit von allem Leide."

„Wie werde ich bestehen vor Gottes Angesicht?"

„Es wird mehr Freude sein vor den Engeln Gottes über einen Sünder, der Buße tut, denn über neunundneunzig Gerechte."

„Eines drückt mich Pater: meine Kinder scheiden in Groll von mir, und Anton Tucher verachtet mich."

„Anton Tucher hat für Eure Befreiung getan, was er konnte. Boten über Boten hat er gesendet, hat im Rate

gesprochen für Euch. Fern ist es ihm, Euch zu verachten, denn Ihr habt gebüßt. Und nun höret die Botschaft, so ich Euch zu bringen berechtigt bin: Vor der Tür harren Eure drei Söhne, die zu Nürnberg weilen, um den Vater zum letztenmal zu grüßen, und Herr Anton Tucher. Wöllt Ihr die Gäst' empfangen? Verlangen sehr, die letzte Speisung mit Euch zu genießen."

„Holet sie, Pater Simon, ruft sie herein."

Der Pater klopfte an die Zellentür. Von außen wurde sie geöffnet. Vor den stattlichen Gestalten der Söhne verschwand fast der kleine Tucher. Auch sein Haar war weiß geworden.

Hoch und steil stand der Jung Niklas Muffel. Schmerzvoller Gram sprach aus seinen Augen, doch sein Mund blieb herb geschlossen. Das schöne Gesicht des Kartäusermönches war unbewegt. Nur tiefes unpersönliches Mitleid lag darüber. Der Jung Heinrich, der Jüngste, taumelte. Tucher legte den Arm um ihn.

So traten die Kinder Niklas Muffels vor ihren Vater.

„Du bringst sie mir — du, Antony?" sagte der Gefangene leise.

„Niklas, das Rad ist meinen Händen entrollt. Ich kunnt' es nimmer aufhalten."

„Laß gut sein, Antony. Ein' jede Schuld muß ihre Sühne haben. Ich habe viel gesündigt — ungesühnt."

Der Kartäusermönch trat vor.

„Gelobt sei Jesus Christus," sagte er, das Zeichen des Kreuzes über den Gefangenen machend.

„In Ewigkeit, Amen," erwiderte Niklas Muffel andächtig. „Ihr wöllt die Heilig Zehrung mit mir einnehmen, meine Söhne?"

„So es Euch zu Freuden gereichet, Herr Vater?" sagte der Jung Niklas Muffel sanft.

„Ja! Ich danke Gott tausendmal für diese Gnade. Aber habet ihr nit einen Gruß von meinen Töchtern? Denken sie im Groll an mich? Oh, meine Kinder, euer Leben habe ich vergiftet, oh, daß ich itzt vor euch stehen muß als Büßender!"

Da schluchzte der Jung Heinrich auf.

„Nit also, Herr Vater! Seind allzumal mit Sünden behaftet! Keines von uns heget Groll! Die Frau Mutter gehet wieder umbher, und ihre Augen leuchten in seltsamblichem Licht. Die Schwestern grüßen Euch. Schwester Brigitte, die Klosterfrau, betet Tag und Nacht für Euch. Hier seind Briefe von Bamberg mit dem Segen unseres Hochwürdigsten Herrn Bruders dortselbst. Herr Vater, sterbt geruhig: unser Gedenken wird Euch geleiten!"

Da flog ein eigenes Leuchten über Niklas Muffels eingefallene Züge.

„Pater Simon," sagte er mit starker Stimme, „itzt bin ich bereit in meinem Herzen."

Das Volk murrte. Waren auch die Sitzungen geheim gewesen, es drang doch allerlei durch fest verschlossene Türen. Und rasch flog es durch die Stadt, daß Niklas Muffel in der großen Hauptversammlung vor versammeltem Rat schuldig befunden worden sei und das Urteil auf Tod gelautet habe.

Der Exekution ging jedesmal noch eine letzte Gerichtsverhandlung voran.

Der Rat beschloß sie in aller Frühe abzumachen, um die Stadt beim Erwachen vor die vollendete Tatsache zu stellen.

Der Lochhüter, sein Weib, der Knecht und die kleine Magd traten in die Zelle. Niklas Muffel lag schlafend auf der Pritsche, tiefen Frieden auf dem Gesicht.

Leise berührte der Lochhüter seinen Arm. Muffel fuhr auf. „Müssen wir gehen?"

Die kleine Magd schluchzte. Der Blick des Gefangenen ruhte freundlich auf der weinenden Dirne. Frauengunst hatte ihm an seinem Lebensweg gelächelt, wohin er kam. Nun stand als letzte am Ende die kleine Magd.

„Weine nit, Maidlein, für deine Zukunft soll gesorgt werden," sprach er sanft.

„Herr, wöllen uns bedanken für alles, was Ihr uns getan habt," sagte der Lochhüter. Die Frau ergriff Muffels Rechte und küßte sie.

Oben wurde das Urthel abermals im kleinen Saal dem versammelten Rat vorgelegt. Der Platz des Tucher war leer. Darauf begaben sich die Schöpfen im feierlichen Zuge nach dem großen Saal, allwo der Bannrichter ihrer wartete. Und also schrieb es die Form vor: Der „Löbe" erschien, um die Anklage noch mal vorzutragen. Er wählte dazu einen Fürsprech aus den Schöpfen. Nachdem dieser seinen Spruch getan, beantragte er die Vorführung des Gefangenen. Muffel trat zum letztenmal vor seine Richter.

„Niklas Muffel, erwählet einen Fürsprech unter den Schöpfen, so redet für Eure Sach'," sagte der Bannrichter.

„So wähle ich Lienhard Löffelholz."

Der alte Löffelholz erhob sich schwankend. Stockend brachte er seine Entlastungsreden vor.

Der Bannrichter gebot den beiden Lochschöpfen, sich ebenfalls Fürsprecher zu wählen, um durch sie nochmals die Urgicht zu verkünden. Darauf fragte er jeden der Schöpfen auf seinen Eid, ob der „Arme" genugsam bekannt habe. Die Schöpfen bejahten die Schuld. Schauerlich erklang nach nochmaliger Umfrage das von allen

wiederholte Urthel: „Also muß der Inkulpat gehängt werden vor Rechtens.“

Der Fürsprech des Löben erhob sich: „Herr Richter, es ermahnet Euch der Ankläger, daß Ihr nicht richten laßt nach der Schöpfen Urthel.“

Der Stadtrichter erhob sich. Er nahm das schwarze Barett vom Haupte, und alle folgten seinem Beispiel.

„So geschehe es,“ sagte er laut und feierlich.

Ein kalter Wintermorgen zog letzte graue Schleier fort, als sich die Tore des Rathauses öffneten.

Sauer, blutsauer wurde Pater Heinrikus dieser Gang.

Schritte hallten auf den Steinfliesen wider. Niklas Muffel trat unter den Torbogen. Demütig grüßte er den Mönch.

Dann blieb er stehen und sog gierig die reine, klare Winterluft in seine Lungen. Ihm folgte der Löb, seine Gehilfen und mehrere Stadtknechte mit einem Führer.

Der kleine Zug ordnete sich. Es war noch still auf den Straßen.

Am Schönen Brunnen sammelten sich bestürzte Menschen und schlossen sich jammernd und betend an. Aus dem Schatten der Marienkirche löste sich eine kleine, gebückte Gestalt. Eilig und furchtsam huschte sie neben den Häusern hin. In den Händen hielt der alte Veitele Mosches eine schlanke Phiole. Melissengeist war darinnen.

Der Alte murmelte: „Leicht, er kunnt' erschwachen, Gestrengen Herr Muffel. Leicht, er kunnt' brauchen ein paar Tropfen zu stärken das Herz.“

Die Armsünderglocke läutete schrill und kläglich.

„Hört ihr's, ihr Leut? Umb Gott, wird doch nit —“

„Herr Nachbar, steht auf um Christi willen, sie führen Herrn Muffel zum Rabenstein!“

„Ist ja nit möglich, Herr Nachbar! Wird doch nit —“

„Warum nit? Ist ein Dieb, wie jeder andere. Ehre dem Ehrbaren Rat!“

„Schand und Spott über den Rat, einen solchen Mann nach sieben Täg ...“

„Eilet Euch, Herr Nachbar! Leicht, Ihr könnet sie noch erreichen!“

Pater Heinrikus schritt, Sterbegebete murmelnd, an der Seite des Gefangenen. Auf der anderen ging Jörg.

„Mein treuer Begleiter auch auf diesem letzten Gang!“ sagte Muffel leise. „Mein Sohn, grüße deine Mutter!“

An der Barfüßerbrücke* hielt Pater Heinrikus an. Niklas Muffel kniete im Schnee nieder. Der Pater nahm ihm die Beichte ab und reichte ihm das Sakrament.

Einen Kelch Wein, den man ihm bieten wollte, wies er zurück.

Weiter zog der kleine Zug. Doch an jeder Straße schlossen sich aufgeregte, betende, jammernde Menschen an. Die Armsünderglocke bimmelte kläglich.

Bei der Kirche von Sankt Lorenzen gab der Pater dem Delinquenten zum letztenmal die Heilige Zehrung.

Demütig nahm sie Muffel aus der Hand des Mönches. Dann erhob er sich von den Knien. Seine Gestalt reckte sich. Merkwürdig leuchteten seine Augen. Aufgerichtet schritt er dahin. Ein langer Zug von Menschen folgte. Manche trugen Wein, denn es galt als gutes Werk, einem Verurteilten noch eine letzte Liebe zu erweisen.

Die Fenster des Muffelhauses waren geschlossen und schwarz verhängt.

Schwarz ragte das hohe Galgengerüst in die Luft. Der Stadtrichter, zu Roß, hielt, umgeben von berittenen Stadtknechten, beim Hochgericht.

* Museumsbrücke.

Der gaffenden Menge verschlug der Atem. Angstvoll umlagerte sie den Hügel. Jedem war, als müsse im letzten Augenblick etwas geschehen, was das Unglaubliche verhinderte. Und da geschah es.

Rechts und links flogen ein paar Gaffer zur Erde und im nächsten Augenblick hing einem der Stadtknechte, die den Kreis um den Hügel bildeten, ein wütender Mensch am Hals.

Der alte Kriegsknecht Xaver Schmerbügel hatte Gicht und Schmerzen vergessen. Er würgte den Stadtknecht. Da legte sich eine sanfte, doch feste Hand auf seine Schulter.

„Xaver, mach' es ihm nit noch schwerer," sagte Jörg. „Sieh ihn an, seine Augen schauen schonst in den Himmel!"

Da ließ der alte Kriegsknecht von seinem Opfer ab. Groß und starr hing sein Blick an Niklas Muffel. Dann begann der dichte, struppige Schnauzbart über dem welken Mund zu zittern. Ein Aufschluchzen erschütterte die verwitterte Gestalt. Still legte Jörg den Arm um seine Schultern. Der erste Sonnenstrahl befreite sich von Nebelhüllen, huschte um die Türme von Sankt Ägydien, blitzte über die schlanken-Zinnen der Lorenzkirche. In Duft und strahlendem Licht lag die Burg. Niklas Muffels Blick hing sinnend an den goldenen Türmen.

Der Stadtrichter gab das Zeichen.

Also schied Niklas Muffel aus dem Leben.

Der Pfarrer von Eschenau saß an dem Schreibpult, an dem schon der alte Hallander gesessen. Vor ihm lag die aufgeschlagene Bibel. Es fiel ihm schwer, den Text zu der Leichenrede zu finden, die er morgen an der Bahre Muffels halten sollte.

Der da an die Gruft seiner Väter kam als Entehrter.

Die Schelme aber gehören an die Kirchhofmauer. Je-

doch er kam auch als Herr, als Patron. Heilige Mutter Gottes, hatte es je für einen Pfarrherrn solch eine Wirrnis gegeben! Unruhig blätterte er in der Bibel. 2. Tim. 7—8: „Ich habe einen guten Kampf gekämpfet, ich habe den Lauf vollendet, ich habe Glauben gehalten. Hinfort ist mir beigelegt die Krone der Gerechtigkeit." Diese Worte hatte der alte Hallander seiner Grabrede untergelegt. Ein bitteres Lächeln umspielte den Mund des jungen Priesters, als er las: „Selig sind, die in dem Herrn sterben. Ja, der Geist spricht, daß sie ruhen von ihrer Arbeit, denn ihre Werke folgen ihnen."

Niklas Muffel, welche Werke folgen dir nach? Ihm fielen die Worte ein: „Schrecklich ist's, in die Hände des lebendigen Gottes zu fallen", und er gedachte der Stelle: „Es ist hier kein Unterschied, wir sind allzumal Sünder und mangeln des Ruhms, so wir vor Gott haben sollen."

Ein Sünder war der gewesen, der itzt zu ihm kam, damit er ihm den letzten Weg zur Ruhestatt weise. Ein Sünder vor den Menschen. Ob auch vor Gott?

Laßt ruhen, wer seinen letzten Atemzug getan. Gott wird allein richten. Nit ziemet den Menschen unnützig Geschwätz an der Bahre. Nit zu dem Toten, von dem Toten wollt' er sprechen, sondern zu den Lebendigen, so noch mitten im Streit standen. Sie sollten an diesem Grab keinen Stein aufheben, sondern sich an die eigene Brust schlagen. Stand nicht bei Johannes: „So wir sagen, wir haben keine Sünden, so verführen wir uns selbst, und die Wahrheit ist nicht in uns. So wir unsere Sünden bekennen, so ist er treu und gerecht und reiniget uns von aller Missetat?"

Ja, sie würden ihr Sündenregister hören und klein von diesem Grabe gehen, an das sie stolz im Hochgefühl ihrer Tugendhaftigkeit getreten!

„Dem Herrn sei Dank!“ sagte er andächtig und bekreuzte sich. Dann schaute er fast fröhlich nach dem Herrenhause hinüber: „Du sollst ein fein Predigtlein bekommen, Herr Niklas Muffel,“ sagte er laut. „An dem werden die Engel im Himmel ihre Freude haben.“

Tief hingen Wolken über dem Reichswalde. Schwere Stille lag über den niedergedrückten Gipfeln.

Da aber wurde es lebendig. Pferdehufschlag, Getrappel unruhiger Füße, mühsam gebändigt durch starke Mannesfaust, erscholl. Und durch den Wald zog es herab: schwarz und düster. Zog der heran, dem das Sinnen des Pfarrers von Eschenau gegolten. Sechs Reiter ritten zur Linken der mit schwarzem Samt bedeckten Bahre, sechs zur Rechten. Ein großes silbernes Kreuz war auf dem dunklen Grund eingewebt und an der einen Ecke das Wappen der Muffel.

Zu Häupten der Bahre ritten die stattlichen Gestalten der Muffelsöhne. Tiefer Ernst lag auf ihren schönen Gesichtern. Dahinter folgten Jörg und andere Berittene. Auch der alte Xaver war noch einmal mühsam in den Sattel geklettert. Der unter der Decke lag still. Die Hände hatte man mühsam ineinandergefügt. Ein Spitzenkragen verdeckte das furchtbare Mal am Halse. Über das Gesicht war ein Tuch gebreitet.

Niemand durfte es sehen. Es redete eine zu deutliche Sprache von irdischer Sühne, irdischer Schuld.

Ein Wagen mit Gepäck folgte. Der Jung Herr Niklas hatte Nürnberg verlassen. Er wollte einige Zeit in Eschenau bleiben und dann nach Ermenreuth übersiedeln, wohin seine Familie vorausgegangen war.

Das helle Gewieher der Pferde klang in den bleigrauen Tag. Langsam lösten sich weiße Sternchen von den Zweigen und sanken auf die schwarze Decke nieder.

Raben kreisten mißtönig schreiend um die Bahre.

Zwölf Reiter zu Pferd hatten an dem Hügel vor dem Tore gehalten und die Leiche Niklas Muffels bewacht vor den scharfen Schnäbeln der Aasvögel.

Zwölf Reiter ritten ihr itzt zur Seite und scheuchten die hungernden, beutegierigen Vögel.

Tag und Nacht hatte sein geschundener Leib an dem hohen Gerüst gehangen, dem Ärmsten und Verachteten gleich. Nun ruhte er unter der Prunkdecke der Muffel. Das silberne Kreuz lag auf seinem Herzen.

So zog Niklas Muffel nach der Gruft seiner Väter.

Rahmenrätsel

	1					2	
	A	A	A	A	B	B	
3 C	C	C	D	E	E	E	E 4
E	F					G	G
H	H					H	I
I	I					I	I
I	L					L	L
L	L					M	M
5 N	N	R	R	R	R	S	S 6
	S	T	T	T	U	U	
	7					8	

Die eingestellten Buchstaben sollen so geordnet werden, daß die senk- und wagrechten Reihen folgendes ergeben:

1—2 Philosoph.
3—4 alte Waffe.
5—6 griechischen Helden.
7—8 Stadt in Hannover.
3—5 Gleichungslehre.
1—7 männlichen Vornamen.
2—8 Stadt in Württemberg.
4—6 röm. Geschichtschreiber.

········

Anagramm

1. Artemis, Humus, 2. Ida, Rinne, 3. Arzt, Rathaus, 4. Trio, Lanzen, 5. Kino, Saul, 6. und, ein, 7. Slave, Erik, 8. Ort, Namen, 9. Reif, Tusche, 10 Opel, Rad.

Durch Umstellen der Buchstaben ist aus jedem Wortpaare ein neues Wort zu bilden, so daß die Anfangsbuchstaben der neuen Wörterreihe ein prompt wirkendes Medikament nennen.

Die Wörter bezeichnen: 1. Krankheit, 2. wilden Volkstamm, 3. Figur aus Nietzsches Werken, 4. Unduldsamkeit, 5. männlichen Vornamen, 6. Oper, 7. Unterdrückung, 8. Verzierung, 9. Leidenschaft, 10. Raubtier.

Auflösungen folgen am Schlusse des nächsten Bandes.

Der Asphaltsee von Trinidad

Von Viktor Ottmann / Mit 13 Bildern

„Wenn Sie nach Trinidad kommen, werden Sie staunen. Trinidad ist die Insel der Wunder. Es gibt dort einen Asphaltsee, Ströme von Teer, Austern, die auf Bäumen wachsen, ein Tier, das wie ein Fisch aussieht und lebendige Junge zur Welt bringt, Riesenkrabben, die auf die Palmen klettern und mit ihren scharfen Scheren die härtesten Kokosnüsse knacken, einen anderen Fisch, der trompetenartige Töne ausstößt, und noch einen andern, den Cascadura, der am ganzen Leib gepanzert ist. Dann gibt es dort die seltsamsten Vögel, Geschöpfe mit prächtigem Federkleid, wie den Campanero, dessen Ruf wie Glockengeläute klingt; dann finden Sie dort die heulenden roten Affen und einen großen Ameisenbär, der mit seinen mächtigen Klauen die wütendsten Hunde in die Flucht jagt."

Der so sprach, war ein von der Sonne der heißen Zonen gebräunter hagerer Mann mit einem breitkrempigen Panamahut feinsten Geflechts, ein holländischer Kakaopflanzer. Der Schauplatz unseres Gesprächs bildete eine schattige Ecke auf dem Vorderdeck eines „Tramp", das heißt Vagabunden. So nennt man in der internationalen Seemannsprache jene Frachtdampfer und Segelschiffe, die nicht einen regelmäßigen, von vornherein festgelegten Kurs verfolgen, sondern Gelegenheitsfahrten machen und unterwegs von ihrer Reederei zur Übernahme von Ladungen je nach Bedarf telegraphisch bald hierhin, bald dorthin beordert werden. Bisweilen ist auch der Kapitän zugleich der Besitzer des Schiffes, und dann übernimmt er in dem Hafen, den er gerade anläuft, jeden ihm lohnend erscheinenden Auftrag. Es sind oft die merkwür-

digsten Zickzackkurse, die solch ein Trampdampfer auf seinen Von-Fall-zu-Fall-Reisen über die Meere verfolgt, bis er endlich wieder einmal den Heimathafen erreicht.

Unser Tramp hatte uns, eine kleine Anzahl von Passagieren, in Colon am Panamakanal an Bord genommen und an der Küste Kolumbiens und Venezuelas



Händler mit Naturalien am Kai von Port of Spain.

entlang schön langsam, aber schließlich doch sicher nach La Gueira, der Hafenstadt von Caracas, gebracht. Und auf der Weiterfahrt befanden wir uns nun nahe am Ziel, Trinidad, jener Insel, von der der Pflanzer soeben so Erstaunliches zu erzählen wußte. Er hatte dabei übrigens nicht im geringsten aufgeschnitten, denn alle von ihm genannten Wunderdinge und Wundertiere gibt es auf Trinidad in erstaunlicher Anzahl.

Trinidad ist die südlichste Insel des westindischen Archipels, und zwar die größte unter den Kleinen Antillen. Dicht vor dem Landungsdelta des Orinoko gelegen und etwa fünfmal so groß wie Rügen, galt Trinidad bei den alten Spaniern eine Zeitlang für das geheimnisvolle



Straße im Geschäftsviertel von Port of Spain.

Dorado, das Land der unermeßlichen goldenen Schätze, und war deshalb damals das Ziel zahlreicher Abenteurer. Gefunden haben sie dort allerdings nicht viel. Die heutigen dreihunderttausend Bewohner der den Engländern gehörigen Insel sind, von ein paar tausend Europäern abgesehen, zu zwei Dritteln Neger und zu einem Drittel ostindische Hindu. Man hat die Ostinder hier im Laufe der letzten neunzig Jahre mit ihren Familien eingeführt und angesiedelt, weil es bei der Träg-

heit der Schwarzen an Landarbeitern fehlte. Die Hindu sind fleißig und anspruchslos und halten sich von den „farbigen Gentlemen", wie die westindischen Neger sich in ihrer komischen Selbstüberschätzung gern nennen, so fern wie nur irgend möglich. — Noch eine Nacht, eine jener heißen tropischen Nächte, in denen der Aufenthalt in der dumpfen, schwülen Kabine zur Qual wird, und am nächsten Morgen biegen wir durch die „Bocas de Dragos", den Drachenschlund, in den Golf von Paria ein, der Trinidad vom südamerikanischen Festland trennt. Bald darauf läßt unser braver Tramp auf der Reede von Port of Spain, der Hauptstadt der Insel, den Anker fallen. Man ist angelangt, und doch noch nicht ganz, denn es kommt erst die Sanitätsbehörde an Bord. Wir sind Gott sei Dank fieberfrei und gesund, das Schiff ist nicht seucheverdächtig, und so dürfen wir denn alsbald Trinidads englischen Boden betreten. Aber auch damit hat es gar



Ein „farbiger Gentleman" in Port of Spain.

keine Eile. Denn zunächst heißt es einmal auch hier, wie in allen westindischen Hafenstädten, den umfassenden strategischen Angriff der am Bollwerk versammelten Händler abzuschlagen. Weiß der Himmel, was alles sie an lebenden und toten, nützlichen und unnützen Dingen zum Kauf anzubieten haben: Zigarren, Früchte und

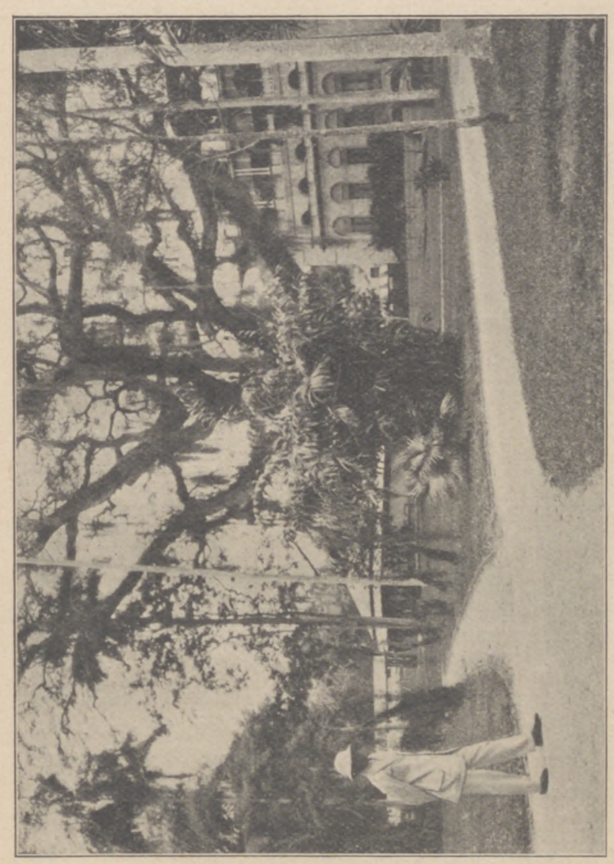


Straßenszene. „Nur keine Überarbeitung!"

krächzende Kakadus, Panamahüte und verängstigte kleine Äffchen, Spazierstöcke aus Haifischknochen, Damentaschen aus Schlangenhaut, farbenprächtige Muscheln, Korallen und hundert andere seltsame Dinge.

Port of Spain, eine Stadt von sechzigtausend Einwohnern, macht einen sehr gewinnenden Eindruck und ist als lebhafter Handels- und Hafenplatz eine kleine Kosmopolis mit einem bunten Völkergewimmel, in dem jedoch die dunkle Farbe des Negers vorherrscht. Die

schnurgeraden Straßen des Geschäftsviertels mit ihren „Stores", den Warenhäusern, und den kaufmännischen



Im Gouvernementspark von Port of Spain.

Kontoren sind gut asphaltiert — der Asphalt ist ja hier aus erster Hand billig zu haben. Die halb aus Stein, halb aus Holz gebauten, ziemlich niedrigen Häuser sind

zur Abhaltung der Sonnenstrahlen mit weit vorsprin-genden Altanen versehen. Weiter landeinwärts liegt die Savanna, eine prächtige Parkanlage, mit Rasenflächen, Spielplätzen und dem Palast des Gouverneurs, und daran schließt sich in weiter Ausdehnung die vornehme stille Gartenstadt der begüterten Kolonisten, der Groß-kaufleute, Plantagenbesitzer, Beamten. Was mit reichen Mitteln und gutem Willen getan werden kann, um ein Villenquartier der heißen Zone so anheimelnd wie nur möglich zu machen, das ist hier geschehen. Wundervolle Alleen von Königspalmen und schönen Laubbäumen ziehen sich in die Kreuz und Quere, und jedes der präch-tigen Wohnhäuser, die sich inmitten wohlgepflegter Gär-ten erheben, scheint uns zuzurufen: „Hier wohnt das Glück!" Hinter der Villenstadt folgt dann der berühmte Botanische Garten, eine der größten Anlagen ihrer Art, mit einer schier unermeßlichen Fülle von Gewächsen der tropischen Flora in ausgesucht schönen Exemplaren. Be-sonders auffallend sind die vielen Parasitengewächse, die auf den Bäumen wuchern, darunter das gleich wallen-den Bärten herabfallende „Hängende Moos".

Aber nicht nur die Reichen, Verwöhnten, auch die kleinen Leute von Port of Spain verstehen auf ihre Weise zu leben. Das sehen wir auf einem Ausflug nach der sogenannten Kulistadt, einem am Strande gelegenen Vorort, der fast ausschließlich von ostindischen Hindu bewohnt wird. Bei dem Wort „Kulistadt" denkt der Eu-ropäer an traurige Proletarierquartiere mit düsteren Gassen und Wohnungselend. Weit gefehlt! Denn auch dieser Vorort ist eine landschaftlich reizende Gartenstadt, wo statt vornehmer Villen bescheidene kleine Hütten stehen. Wie arm ihre Bewohner auch sein mögen, so drückt sie die Armut wohl nicht sehr. Freundlich lächelnde Männer

und Frauen, lustige, zum großen Teil hübsche Kinder begegnen uns, die bunt zerstreuten Häuschen verschwinden förmlich in der üppigen Vegetation, und über allem prangt ein herrlicher Himmel, der keinen Wechsel von Wärme und Kälte, keinen Nebel und keine Tage der Schwermut kennt. Ein gütiger Himmel, jawohl — aber



Das Gouvernementshaus in Port of Spain.

auch ein unbarmherzig glühender Himmel. Trinidad gehört zu den heißesten Ländern der Erde. Die Eingeborenen spüren es anscheinend kaum, während der nordische Fremdling auch bei der geringsten körperlichen Betätigung Ströme von Schweiß vergießen muß. Wir sind erst eine Stunde spazierengegangen, und schon hat sich unser Kragen in eine trostlos durchweichte Jammerbinde verwandelt, die Kleider kleben am Leibe, und brennender Durst zaubert uns beständig das lockende Bild eiskalter

Limonaden vor, auf deren Zubereitung man sich in Westindien vortrefflich versteht. Es wäre aber gefährlich, dem Durstgefühl und dem Appetit nach saftigen Früchten allzu willig nachzugeben; gerade in dieser Hinsicht muß sich der Fremde in den heißen Zonen die größte Zurückhaltung auferlegen, wenn er gesund bleiben will.

Am nächsten Tag besteigen wir einen kleinen Küstendampfer, der von Port of Spain durch den stillen Golf von Para nach dem Südwestgipfel der Insel fährt. Wir sollen dort das von unserem Reisegenossen gerühmte Naturwunder Trinidads, den Asphaltsee von La Brea, kennenlernen.

Die Fahrt dauert nicht lange, schon nach einigen Stunden macht der Dampfer an der weit ins Meer hinausgebauten Landungsbrücke fest, an der auch einige deutsche Frachtdampfer liegen. Der erste Eindruck ist überraschend, doch nicht erhebend. Im Gegensatz zu der überschwenglichen Üppigkeit der Natur, die wir in Port of Spain kennenlernten, sahen wir hier eine unwirtliche, traurige Ödnis. Der fast kahle Erdboden ist schwärzlichbraun, wie verbrannt, und die Luft von durchdringendem Pechgeruch erfüllt. An einer hohen Drahtseilbahn gleiten unaufhörlich leere Förderkörbe landeinwärts, um, mit Blöcken einer schwarzen, blasigen Masse gefüllt, zu den Landungsbrücken zurückzukehren und sich in die Frachtdampfer zu entleeren. Schweigend und mißmutig gehen die Neger hier ihrem Tagewerk nach, nur ungewöhnlich hohe Löhne können sie zur Arbeit in dem von Gluthitze und Fieberkeimen erfüllten Gebiet bewegen. Die Gegend von La Brea ist sehr ungesund und nach der Meinung der abergläub'schen Schwarzen, die hinter jedem Nebel einen Dämon wittern, der Sitz böser Geister.

Was aus den Förderkörben der Drahtseilbahn in die


Bäume mit einem eigenartigen Gehänge von Schmarotzerpflanzen.

Laderäume der Schiffe rollt, ist roher Asphalt, wie er aus dem Erdboden gewonnen wird. Nach kurzem Marsch standen wir an der Quelle, die den ununterbrochenen

Strom der Förderkörbe speist, an dieser Goldgrube, die zugleich ein großes Naturwunder ist: dem Asphaltsee.



Straße im europäischen Villenviertel von Port of Spain.

Der bei den Engländern Trinidads gebräuchliche Ausdruck „Asphaltsee“ ist eigentlich unzutreffend und irreführend, denn eine feste Masse kann keinen „See“ bilden.

In Wirklichkeit ist er ein sehr großes, annähernd kreisförmiges Becken von achthundert bis tausend Meter Durchmesser, das bis zum Rande mit festem Erdpech gefüllt ist. Die Bezeichnung „See" verdankt das Asphaltbecken nur dem Umstand, daß eine weite Fläche zum Teil, wie unsere Abbildung zeigt, von seichten Tümpeln über-



Kinder in einem ostindischen Kulidorf bei Port of Spain.

zogen ist, und deshalb, zumal in der Regenzeit, von weitem gesehen, Ähnlichkeit mit einem Wasserbecken hat. Man kann die Fläche an allen trockenen Stellen in voller Sicherheit betreten, denn der Asphalt ist ganz hart, nur hier und dort quillt aus Spalten flüssiges Pech hervor.

Die Gewinnung des rohen Asphalts erfolgt auf denkbar einfachste Weise. Ein paar hundert Arbeiter sind über den „See" verteilt und hauen das zähe Erdpech mit



Teilansicht des Asphaltsees von La Brea, der größten Asphaltquelle der Welt. Die dunklen Flächen sind reiner Asphalt, der von kleinen Wasserläufen überspült wird.

Spitzhacken an der Oberfläche ab; dann wandern die blasigen Blöcke auf Feldbahnwagen zu den Werkhäusern am Rande des Beckens, um an Ort und Stelle der Raffinage unterzogen zu werden, oder in unbearbeitetem Zustand mit der erwähnten Schwebebahn zu den im Hafen liegenden Schiffen.

Schön und gut, sagt vielleicht der Leser — aber wo bleibt das große „Wunder"? ... Das wird sich gleich zeigen. Dem aufmerksamen Beobachter fällt es bald auf, daß die ganze weite Fläche des „Sees" mit Ausnahme jener Stellen, wo im Augenblick gerade Asphalt herausgehauen wird, gar keine nennenswerten Gruben und Löcher zeigt. Und eben diese Beobachtung ist es, die uns zu dem Wunderbaren und Rätselhaften hinleitet: wieviel Asphalt auch dem Becken entnommen werden mag, immer bleibt es bis zum Rande gefüllt, immer drängen, für das Auge kaum wahrnehmbar, aus geheimnisvollen Tiefen neue Massen von Erdpech nach und machen, sozusagen über Nacht, die ausgehauenen Löcher bald wieder glatt. Über die Kräfte, die dabei in Tätigkeit treten, ist man sich noch immer nicht klar. Jedenfalls hat sich das Asphaltbecken bisher als unerschöpflich erwiesen. Seit den Tagen, wo hier Kolumbus als erster Europäer seine Schiffe mit dem Erdpech kalfatern ließ, bis auf die neueste Zeit, in der eine Industriegesellschaft das Ausnutzungsmonopol besitzt, sind dem „See" unermeßliche Mengen Asphalt entnommen worden, ohne daß man ihm eine Minderung seines Inhalts anmerkt. Der beständig vorhandene Vorrat in dem Becken wird auf fünf Millionen Tonnen geschätzt. Aus diesem See sowie einem zweiten, ähnlichen Becken, dem Bermudez-Asphaltsee in Venezuela, haben sämtliche Städte Amerikas ihren Straßenasphalt bezogen. Nach Europa kommt der Trinidadasphalt weni-



Arbeiter auf dem Asphaltsee von La Brea, Trinidad.

ger; Deutschland deckt seinen Bedarf hauptsächlich aus Sizilien.

Was für ein Stoff ist das nun eigentlich, Asphalt? Das dem Griechischen entnommene Wort bedeutet Erdpech, ein Mineral, das in engen Beziehungen zum Petroleum steht und wahrscheinlich aus Petroleum, unter Hinzutritt von Sauerstoff, entstanden ist. Asphalt kommt



Am Asphaltsee von La Brea. Der geschlagene Asphalt wird aufgeladen.

nur an wenigen Stellen der Erde in größeren Lagern vor, und in so kolossalen Mengen überhaupt nur auf Trinidad sowie in dem vorhin erwähnten Bermudez in Venezuela. Übrigens läßt sich der Asphalt in der rohen Form, wie er gewonnen wird, noch nicht verwerten; man muß ihm erst den hohen Wassergehalt, das Erdöl und einige andere Bestandteile entziehen. Diese Raffinage erfolgt zum Teil an Ort und Stelle, zum Teil erst in den Bestimmungsländern des ausgeführten Rohmaterials.

Nachdem wir den „Asphaltsee" gesehen hatten, be-

suchten wir einen der europäischen Oberbeamten in seinem „malariafesten" Wohnhause. Es sind hier in La Brea zum Schutz der Gesundheit ganz besondere Vorkehrungen nötig, vor allem Abwehrmaßregeln gegen die Anopheles-mücke, die gefährliche Vermittlerin der Malariabakterien. Die aus hartem Holz gebauten Wohnhäuser stehen des-halb auf Pfeilern, damit die Luft zwischen Haus und



Malariafestes Europäerhaus.

Erde durchstreichen kann und den in der Erde nistenden tierischen Parasiten der Zugang erschwert wird. Die Ga-lerie ist ringsum mit einem Drahtnetz versehen, durch dessen feine Maschen die Anophelesmücke bei ihrem Schwärmen nicht hindurch kann. Es ist ein entsagungs-reiches Leben, das die Beamten in dieser entsetzlich öden Gegend führen. Ununterbrochene Gluthitze, die selbst in der Nacht keine erhebliche Linderung erfährt, ständige Bedrohung durch Malariafieber und andere Krankheiten, drückender Mangel an Vergnügungen und geistigen Zer-

streuungen. Die einzige Abwechslung in dem ewigen Einerlei bilden gelegentliche Jagdausflüge in die nächsten Wälder, wo es Wildschweine, Ferkelkaninchen, Opossums, Heulaffen zu schießen gibt, während in den Wasserläufen der Alligator oder Kaiman häufig vorkommt.

Wir nahmen Abschied vom Asphaltsee, von einer niederdrückend traurigen Umgebung, und fuhren mit unserem Dampferchen nach Port of Spain zurück, wo unter einem wundervoll funkelnden Sternenzelt die unverwüstliche Lebenslust der „farbigen Gentlemen", ihr Gelächter und Musizieren trotz der vorgerückten Nachtstunde noch lange nicht zur Ruhe kamen.

Rechenaufgabe

Eine größere Reisegesellschaft — mehr als 100 und weniger als 120 Personen — saß in einem fremden Lande in einem Gasthausgarten beisammen. Unter ihr waren mehr als 10 und weniger als 20 Dolmetscher. Als man nun aufbrechen wollte, entstand die Frage, wie sich die Gesellschaft und die Dolmetscher in ihr verteilen müßten, damit bei jeder Gruppe, welche die gleiche Anzahl Personen umfassen sollte, ein Dolmetscher sei. Ordnete man sich paarweise, waren es zu wenig Dolmetscher, auch blieb eine Person übrig, zu dreien blieben 2, zu vieren 3, zu fünfen 4 und zu sechsen 5 Personen übrig, und es waren noch immer zu wenig Dolmetscher, als daß bei jeder Gruppe einer hätte sein können. Als man aber 7 Personen mit je einem Dolmetscher zusammenstellte, waren alle Personen verteilt.

Wie viele Personen und wie viele Dolmetscher waren es?

Scherzrätsel

Dem Elefanten ist's nicht eigen,
Doch bei der Spinne kann man's sehn,
Der Bauer wird es dir nicht zeigen,
Hat er es auch im Hause stehn.

Du findest es nicht in der Butter,
Jedoch im Käse fehlt es nicht,
Du siehst es bei der Schwiegermutter,
Der eignen Mutter es gebricht.

Beim Jüngling wirst du es vermissen,
Doch nicht bei seinem holden Schatz,
Und rechnet man mit Hindernissen,
Behauptet's doppelt seinen Platz.

Auflösungen folgen am Schlusse des nächsten Bandes.

Hühnerexamen

Von Hermann Radestock

Wer die Überschrift: „Hühnerexamen" liest, denkt gewiß, das sei — wörtlich genommen — ein Scherz. Aber es handelt sich tatsächlich um ein von Männern der Wissenschaft mit gewöhnlichen Hühnern abgehaltenes Examen. Also um Untersuchungen, zu einem ernsten Zweck, nicht zum Vergnügen unternommen, das sich allerdings ungesucht und wiederholt im Lauf des Examens nebenher einstellte. Während man sich früher damit begnügte, bei gelegentlicher Beobachtung eines einzelnen Tieres seltene und zufällige Blicke in sein Seelenleben zu erhaschen, ist die wissenschaftliche Forschung vor etwa zehn Jahren dazu übergegangen, Tiere, beispielsweise Menschenaffen auf der Insel Teneriffa und später im Berliner Zoologischen Garten, streng methodisch auf ihre geistigen Fähigkeiten hin zu beobachten. Waren schon diese an Affen gemachten Erfahrungen, die so überraschend und aufschlußreich ausfielen, nicht leicht und mühelos zu gewinnen, so steigerten sich die Schwierigkeiten bei den ausdruckslos-verschwiegenen Hühnern noch bedeutend. Aber die Examinatoren wußten sich zu helfen. Sie hatten sich die Aufgabe gestellt, durch zahlenmäßig nachzuprüfende Versuche mit fünf beliebigen ein- bis zweijährigen Hennen einer leichten Rasse festzustellen, ob jedes dieser Tiere, ähnlich wie bei den Menschen, eine ausgeprägt individuelle Eigenart und bestimmte Begabungen besitze.

Die Professoren D. Katz und A. Toll vom Psychologischen Institut der Universität Rostock sagten sich: „Ein voller Bauch studiert nicht gern", denn das gilt ja auch bei uns Menschen, wenn wir examiniert werden, weil

das Verdauungsgeschäft dem Gehirn Blut entzieht. Die Hühner mußten also ein wenig hungern vor der Prüfung, mindestens zwölf Stunden, sonst war vorauszusehen, daß man von ihrer Intelligenz überhaupt wenig zu beobachten bekäme. Da sie nicht sprechen und auf Fragen nicht antworten können, sollten sie ihre größere oder geringere Klugheit beim Fressen beweisen. Aber wie? — Die Untersuchenden wußten aus Erfahrung, daß ihre fünf Prüflinge lieber Gersten- als Reiskörner fraßen. Nun klebten sie für jedes Huhn eine größere Anzahl Gerstenkörner fest auf einen Karton, während sie je zehn Reiskörner unangeklebt ließen. Die fünf Hühner hatten zwölf Stunden nichts zu fressen bekommen, waren also gewiß hungrig. Wenn man Hunger hat, hält man sich mit festgeklebten Speisen, die nicht gleich aufzupicken sind, nicht lange auf, auch wenn man sie noch so gern mag, sondern macht sich zuerst über nichtangeklebte Körner her, die bequem zu fassen sind. Das tut man allerdings nur, wenn man ein gescheites Huhn ist. Aber das waren nicht alle Hennen. Die gescheiteste war eine „Jungfer" genannte Henne. Sie pickte nur sechsmal nach angeklebten Gerstenkörnern, dann kannte sie sich aus und machte sich über den Reis her. Im Nu waren die zehn Reiskörner gefunden und verschlungen. Im weiteren Examen kam nun ein frischer Karton daran. Hier überzeugte sich die kluge „Jungfer" nur durch einen Versuch, ob auch da wieder die Gerste festgeklebt war; dann fraß sie schnell hintereinander die Reiskörner. Beim dritten und vierten Karton, den man ihr vorlegte, verzichtete sie von vornherein auf Gerste und pickte nur die Reiskörner auf.

Die zweite Henne „Silber", so genannt nach ihrem Gefieder, pickte auf dem ihr zuerst vorgelegten Karton dreizehnmal vergebens nach Gerstenkörnern. Dann hatte

aber auch sie begriffen und fraß von den folgenden drei Kartons nur den Reis weg.

Die dritte, schwarze Henne, „Mohr" genannt, beging zwar bei dem ersten Karton nur acht Fehlgriffe, aber sie war dadurch für den zweiten Examensfall so wenig belehrt, daß sie noch viermal, auf dem dritten noch zweimal nach Gerste pickte.

Nun kam im Examen die stramme „Walküre" an die Reihe. Sie mußte sich durch fünfzehnmaliges Picken überzeugen, daß Gerste „nicht zu haben" war. Beim zweiten Karton begnügte sie sich mit zwei Versuchen; dann war sie ihrer Sache sicher.

Am schwersten begriff „Rebhuhn", daß alle von ihr so begehrten Gerstenkörner festgeklebt sein sollten. Sie versuchte es fast mit jedem einzelnen, mit nicht weniger als zweiundvierzig Körnern, bis sie sich endlich zum Reis bequemte. Beim zweiten Karton begnügte sie sich allerdings mit drei, beim dritten mit zwei mißlungenen Versuchen.

Doch es wird Zeit, daß die Leser genauer mit den fünf Kandidatinnen bekannt werden, bevor wir sie weiter durch das Examen begleiten. Der Däne Thorleif Schjelderup-Ebbe hat festgestellt, daß in jeder zusammenlebenden Hühnerschar durch Duelle ein für allemal ausgemacht wird, welche Genossin von jeder anderen Henne gehackt und geschuhriegelt werden darf. Dadurch entsteht eine von allen Hühnern gut gekannte und stets beachtete „Rangliste", ähnlich wie bei den Schülern vieler unterer Klassen. Hier wie dort kommt es für den Platz in dieser geheimen Rangordnung oft weniger darauf an, daß man der körperlich Stärkere, sondern daß man feurig, selbstbewußt, oder auch vorlaut und prahlerisch dem andern von vornherein imponiert und ihn einschüchtert. Ein

solches „Musterexemplar" war, wie es sich im Lauf des Examens herausstellte, „Jungfer". Ihr Temperament war schon nicht mehr sanguinisch zu nennen, sondern fast hysterisch. Durch ihre quecksilberige Unruhe, ihre hastigen, blitzschnellen Bewegungen hatte sie sich zur Despotin der vier anderen, zum Teil viel stärkeren Hennen aufgeworfen und ließ sie nie zur Ruhe kommen. Ihr Futterneid war grenzenlos. Wenn sie den Schnabel voll Futter hatte, hackte sie nach den anderen, die sich auch etwas holen wollten. Sie war nicht nur sehr intelligent, sondern auch erstaunlich zutraulich und flog den Examinatoren auf Arme und Schultern. Wurde sie aber unsanft behandelt, angeschrien, verjagt oder gar leicht geschlagen, so nahm sie das gewaltig übel, schmollte und tat lange Zeit nicht mehr mit im Examen.

„Walküre" zeichnete sich aus durch ruhige, feste Haltung, sie war nicht futterneidisch und ging oft, ihren Hunger verhaltend, wie eine vornehm reservierte, aber etwas beschränkte Dame, am vollen Futternapf vorbei. Scheu war sie nicht, aber hochmütig und hielt offenbar das ganze Examen für tief unter ihrer Würde.

„Silber" war der Typ hennenhafter Furchtsamkeit, Unselbständigkeit und Kopflosigkeit. Sie galt den anderen als Objekt ihrer Launen und wurde von ihnen weidlich gezwickt und gezwackt. Trotzdem lief sie, anschlußbedürftig, ihnen immer wieder gackernd nach.

„Mohr" war weniger anschlußbedürftig als unselbständig und launisch, meist etwas scheu und kopflos. Wenn „Jungfer" es ihr vormachte, flog sie zutraulich dem Examinator auf den Arm. Kam es darauf an, so hielt sie sich tapfer und behauptete entschieden den zweiten Platz in der geheimen Rangordnung gleich hinter der „Jungfer".

„Rebhuhn" war als kleine sanfte Naive von verblüffender Zutraulichkeit. Sie ließ sich vertrauensvoll vom Boden aufheben, ja, sie fürchtete sich nicht einmal, wie die anderen alle, vor Hunden. Hatte sie sich etwas in ihr eigensinniges Köpfchen gesetzt, so konnte sie, wie ein unartiges Kind, ihr Wesen und Aussehen völlig ändern; in solcher Stimmung kam es sogar zweimal zum Duell mit der „Jungfer".

Ohne auf Einzelheiten beim weiteren Körnerpicken, mit und ohne Ankleben, mit und ohne Bedeckung der Körner durch Glasplatten, näher einzugehen, sei berichtet, welche „Zensuren" die Hennen nach diesem fünf Tage dauernden Examen bekamen. „Jungfer": Sehr gut, „Mohr": Gut; „Walküre": Genügend; „Silber": Mittelmäßig und „Rebhuhn": Ungenügend.

Als interessant ist hervorzuheben, daß „Jungfer", „Silber" und „Mohr" aus einer Reihe Gerstenkörner, von denen jedes zweite festgeklebt war, die losen sofort der Reihe nach richtig herauspickten.

Bei einer Prüfung wurde der Futternapf zuerst auf eine hohe Kiste gestellt. Das war keine Kunst, sich hier Futter zu holen. Die Aufgabe wurde binnen wenigen Sekunden von allen gelöst. Aber nun wurde der Napf ein Meter hoch an Drähten aufgehängt, eine im Hühnerleben nicht so leicht vorkommende Freßgelegenheit. Am ersten Tag fanden nur „Jungfer" und „Mohr" den Weg zu dem hängenden Topf. Am zweiten Tag hatten es sich auch die anderen bis auf „Walküre", die eine solche Zumutung ablehnte, überlegt und flogen auch hinauf: „Jungfer", die Klügste, brauchte zum Überlegen acht Sekunden, „Mohr" achtzehn, „Rebhuhn" neunundzwanzig, „Silber" vierundsechzig Sekunden.

Immer wieder konnte man beobachten, wie manche,

nicht alle Tiere bei diesen absichtlich als nicht in ihrem gewohnten Dasein vorkommend gewählten Aufgaben aus dem Vorausgegangenen lernten.

Bei der nächsten Aufgabe handelte es sich darum, aus einem engen Gang heraus möglichst schnell zu dem hinter einer sechzig Zentimeter hohen Glasscheibe stehenden Futternapf zu gelangen. Bei Lösung dieser Aufgabe bewies „Jungfer" abermals ihre höhere Intelligenz. Während die übrigen — wie immer getrennt geprüften — Hennen erst einige Male vergeblich gegen die Glasscheibe pickten, dann umkehrten, planlos herumsuchten, endlich den vorn offenen Gang verließen und außen an der Wand entlang gehend, mehr zufällig auf den Napf stießen, flog Jungfer nach einigem Stutzen, Scharren, aufgeregtem Sichstrecken und Äugen an der hohen Glasscheibe den unmittelbaren Weg auf das Hindernis hinauf und zum Napf hinab.

Bezeichnend für die verschiedene Begabung und Wesensart der Hennen war ihr Verhalten beim nächsten Versuch. Zuerst wurde ein leichter Vorversuch angestellt: der Futternapf stand in einem Drahtgehäuse mit einem Zugang, den das den Prüfungsraum betretende Huhn nicht sah. „Jungfer" fand den Eingang nach fünf, „Mohr" nach acht, „Rebhuhn" nach zehn, „Silber" nach zwanzig und „Walküre" nach fünfundzwanzig Sekunden. Dann wurde der Futternapf in ein spiralig gewundenes Labyrinth gestellt, das einen Zugang wieder von der Rückseite hatte. Jede Henne wurde dreimal geprüft. Das erstemal brauchte „Jungfer" siebzehn, das zweitemal nur sieben und das drittemal fünf Sekunden. „Silber" übertraf beim erstenmal mit zehn Sekunden sogar „Jungfer", hatte aber doch nicht so gut wie diese für die Zukunft gelernt, sondern brauchte das zweitemal zwölf, das

drittemal achtzehn Sekunden. Die bedächtige und konsequente „Walküre" brauchte erst dreiundvierzig, dann sechsundzwanzig und zuletzt fünfzehn Sekunden. „Rebhuhn", die zerfahrene, unberechenbare Naive, ließ sich zunächst recht gut an, indem sie von anfangs fünfundfünfzig Sekunden auf achtzehn hinunterging; beim dritten Mal aber hundertfünfundfünfzig Sekunden vertrödelte. „Mohr" brauchte schon zum ersten Suchen fünfundsiebzig Sekunden, beim zweiten und dritten Prüfungsgang aber benahm sie sich so verwirrt und kopflos, daß nach fünf Minuten vergeblichen Umherirrens abgebrochen werden mußte.

Die letzte und schwerste Aufgabe der Intelligenzprüfung bestand darin, den Weg zum Futternapf zu finden, wenn er mitten in einem allseitig geschlossenen, oben offenen Drahtzylinder von sechzig Zentimeter Höhe stand. Schon beim ersten Versuch zeigte sich, daß das sein Futter im Freien suchende Huhn sich zu sehr daran gewöhnt hat, es am Boden zu finden. Als ausgesprochenes Augentier, versucht es daher zunächst und immer wieder, an den so gut sichtbaren Napf von unten heranzukommen. Das lockende Futter darin übt auf das hungrige Tier eine zu große Anziehungskraft aus, so daß es gar nicht recht zur Überlegung kommt. Sogar die kluge „Jungfer" lief immer wieder gesenkten Kopfes und aufgeregt gackernd um das Gestell herum. Die Erinnerung an das gut bestandene, scheinbar so ähnliche Examen mit der Glaswand wollte nicht helfen. Glas ist offenbar ein viel deutlicheres Hindernis für Hennen als Drahtmaschen. Nach neunundzwanzig Minuten war „Jungfer" vor Aufregung erschöpft und stärkte sich durch einen Trunk Wassers. Man mußte ihr etwas „auf die Sprünge helfen" und warf einige Körner von oben in den Zylinder. So-

fort hatte sie begriffen, reckte den Hals, setzte an und flog über den Zaun hinein zum Napf.

Die übrigen vier zeigten von vornherein weniger Aufregung und Ausdauer beim Suchen. Bei „Mohr" und „Walküre" erlahmte das Interesse für diese Prüfung nach je zehn, bei „Silber" nach acht und bei „Rebhuhn" schon nach fünf Minuten. Dem naiven „Rebhuhn" wollte man noch besonders helfen und legte einige Maiskörner oben auf die Holzleiste des Zylinders. Diese Körner holte sie sich wohl herunter durch Hüpfen, doch auf den Gedanken zum Hineinfliegen kam sie nicht. Aber vielleicht ging das doch, wenn „Jungfer" es ihr vormachte? — Das Beispiel hatte sie sofort erfaßt; nach einer Minute war nun auch „Rebhuhn" drinnen. Nun wurden „Jungfer" und „Rebhuhn" herausgenommen; sie sollten es den drei übrigen Hühnern vormachen. Sie taten es; Jungfer flog sogar aus freiem Willen heraus und wieder hinein. Aber das half alles nichts. Die drei wandten den Blick nicht vom Boden und äugten nur immer unten durch die Maschen. Maiskörner holten sie sich zwar hüpfend vom Holzrand herunter, aber weiter reichten ihre Gedanken nicht. Erst als man die auf der Holzleiste sitzende „Jungfer" mit Mais fütterte, flog auch „Mohr" hinauf, und als noch einige Körner zu Boden geworfen wurden, flog „Mohr" vollends hinunter, fraß den ganzen Napf leer und — war so gescheit wie vorher. Beim nächsten Versuch lief das Tier ebenso hilflos und gesenkten Kopfes um das Gestell herum wie früher.

Das war des Examens Ende. Die Gesamtzensur änderte nichts an den nach dem ersten Teil des Examens zuerkannten Rangstufen: 1 „Jungfer", 2 „Mohr", 3 „Walküre", 4 „Silber", 5 „Rebhuhn". Das stimmte nun nicht ganz mit der durch Duell festgelegten Rang-

ordnung: 1 „Jungfer", 2 „Mohr", 3 „Rebhuhn", 4 „Walküre", 5 „Silber" überein und bewies, daß auch unter Hühnern nicht immer Kraft, Mut, Temperament mit gleich großer Intelligenz gepaart sein müssen.

Interessant waren noch die Beobachtungen über das Verlassen und Betreten des Stalles. Man sollte meinen, daß hier die das unbestrittene Kommando führende „Jungfer" an erster Stelle käme. Beim Betreten des Stalles war es so, aber beim Verlassen begnügte sich die Henne, ritterlich als stellvertretender Hahn, mit dem letzten Platz. Um nun zu sehen, wer sich sonst noch zur Führung eignen würde, wurde „Jungfer" ausgeschieden. Wer erschien nun zuerst? — Längere Zeit gar keine Henne, endlich aber — „Silber", die von allen verfolgte und gehackte Henne. Bei sechs von zehn Beobachtungen war sie die erste, bei den übrigen vier war es „Mohr", der ja eigentlich diese Stelle ganz gebührt hätte. „Rebhuhn" und die vornehmtuende „Walküre" waren zu Führerinnen nicht geeignet, sie kamen nie zuerst heraus, außer wenn sie allein hatten hungern müssen. Dann erschien überhaupt sicher das betreffende Tier an der Spitze. Hatten jedoch alle fünf gleich lang hungern müssen, dann erschien „Jungfer" zwar zuerst, aber hinter ihr drängten und stürzten sich die übrigen so sehr, daß man keine Rangordnung unterscheiden konnte.

Ein Examen wie das geschilderte bietet manches Überraschende. Es wäre gewiß nicht weniger aufschlußreich, wenn man auch andere Tiere, beispielsweise Hunde, durch entsprechend ausgedachte und angeordnete Versuche einmal zur Intelligenzprüfung heranzöge.

Wie die Ausstellungsobjekte von Tieren unserer zoologischen Sammlungen hergestellt werden

Von Dr. Arnold Zollikofer / Mit 11 Bildern

Noch lange Zeit nach der Einführung des elektrischen Betriebes auf städtischen Verkehrswegen sprach man aus alter Gewohnheit von „Pferdebahnen". So hat sich auch der Ausdruck „ausgestopfte Tiere" für Ausstellungsobjekte in zoologischen Museen und Naturalienkabinetten erhalten. Heutzutage wird man aber nur in alten, verwahrlosten Sammlungen, die den Namen „Museum" gar nicht verdienen, ausgestopfte Ungetüme finden, die einem großen Wollsack mit vier daran hängenden kleineren gleichen, und vergeblich die Erinnerung an ein lebendes Tier wachzurufen versuchen. Die — sogenannte — Kunst des Ausstopfens, die einst zuerst in Frankreich geübt wurde, hat immer besseren und verfeinerten Arten der Nachbildung lebender Tierkörper unter Zuhilfenahme der Haut des toten Platz gemacht, bis schließlich ein Grad der Vollkommenheit erreicht wurde, der in künstlerischer Hinsicht Vergleiche mit der Bildhauerei wohl zuläßt. Wie es heute eine künstlerische Photographie gibt, die an Wert manches mittelmäßige „Originalgemälde" übertrifft, so ist auch das unter Beobachtung anatomischer Einzelheiten und der Lebensgewohnheiten des Tieres und unter Zuhilfenahme der modernsten technischen Mittel in künstlerischem Geiste aufgebaute und mit Hand überzogene plastische Abbild mehr wert als eine schlecht oder schablonenhaft ausgeführte Bildhauerarbeit.

Der Ehrgeiz hat die modernen Dermoplastiker, zu deutsch Hautbildner, angetrieben, sich ihre Aufgaben so

schwierig als möglich zu gestalten. Nicht nur das Tier in Ruhe, sondern auch in der ihm eigentümlichen Bewegung soll dem Leben abgelauscht werden. So löblich dies Bestreben an sich ist, so kann man doch darüber verschiedener Meinung sein, ob es richtig und schön ist, etwa einen Leoparden darzustellen in dem Augenblick, wo er seine Klauen und Zähne in das Fleisch einer von



Abb. 1. Einem Känguruh wird das Fell abgezogen.

ihm angefallenen Antilope schlägt. Vom ästhetischen Standpunkt könnte man da einwenden, daß die Dermoplastik nicht in einen von den älteren Zweigen der bildenden Kunst glücklicherweise aufgegebenen Irrtum verfallen und rasch vorübergehende Augenblicke höchster Erregung festhalten dürfe. Gewiß, lebendig soll das wiedergegebene Tier wirken, aber doch mehr den Charakter des Ruhigen tragen, das heißt wenigstens so lange, wie der Betrachter davor zu stehen pflegt, soll auch das lebende Tier in möglichst unbeweglicher Stellung verharren. Ein

„mäuselnder Fuchs", das heißt ein Fuchs, der gespannt darauf wartet, daß aus einem von ihm beobachteten Loch eine Maus herauskommen möge, ist ein überaus dankbares künstlerisches Motiv für einen Dermoplastiker. Wenn es ihm gelingt, die Schlauheit und Gewandtheit des roten Räubers in Haltung und Gesichtsausdruck



Abb. 2. Präparation von Elchköpfen.

eindrucksvoll darzustellen, dann kann er mit gutem Recht von sich sagen, ein Kunstwerk geschaffen zu haben.

Andere dankbare Aufgaben sind die Darstellung eines kletternden Affen, eines weidenden Rehes oder Renntiers, eines nüsseknackenden Eichhörnchens, kurz, von Tieren in der ihnen am meisten gemäßen und von ihnen am öftesten eingenommenen Stellung.

Je höher ein Tier steht, je mehr von einem besonderen Gesichtsausdruck und von Mienenspiel bei ihm gesprochen werden kann, desto schwieriger ist die Lösung

der Aufgabe des Dermoplastikers. Selbst bei den besten Werken dieser Art haftet dem Gesicht meist noch etwas Starres, Totes an, wenn auch die Haltung des übrigen Körpers durchaus lebensgetreu ist. Umso erfreulicher ist eine Ausnahme, wie die des jungen Gorilla im Zoologischen Museum in Leipzig, der in kauernder, typisch äffischer Stellung dumm-pfiffig vergnügt in die Welt schaut.



Abb. 3. Präparation eines Hirschkopfes, wobei die Fleischteile durch Modellierarbeit ersetzt werden.

Wie kommt nun ein solches Werk zustande? —

Von dem verendeten Tier werden zunächst alle wichtigen Maße, das heißt Länge und Breite des Kopfes, des Rumpfes und der Gliedmaßen, genommen; dann wird eine Gipsmaske des Kopfes angefertigt. Ist das geschehen, so wird die Haut abgezogen. In welcher Weise dies zu geschehen habe, darüber gehen die Meinungen derjenigen Dermoplastiker, die sich auch literarisch mit ihrer Tätigkeit befaßt haben, auseinander. Nur darin

stimmen sie alle überein, daß große Handgeschicklichkeit und viel Geduld dazu gehöre, um ohne Verletzungen oder unnötigen Haar- oder Federverlust die äußere Hülle von dem Tierkörper zu trennen. Die Haut muß sofort



Abb. 4. Naturabgüsse von Affen, Hirschen, Antilopen und anderen Tieren.

nach dem Tod oder doch gleich nach dem Aufhören der Leichenstarre abgezogen werden. Rasches Abziehen der Haut ist besonders in den Tropen nötig, da in diesem Klima die Zersetzung überaus schnell erfolgt.

Für die Wahl des Verfahrens ist auch die Größe der Tiere entscheidend. Bei kleineren Säugetieren, solchen von der Größe eines Eichhörnchens und darunter, zieht man die Kopfhaut überhaupt nicht ab, sondern behandelt

den Kopf zur Konservierung mit einer Alkohol- oder Formollösung.

Die abgezogene Haut muß nun vor allem vor Verwesung geschützt werden; das geschieht zunächst durch Einreiben mit Salz und Alaun. Alles Fett muß aus der Haut sorgfältig entfernt werden, da durch eine Fett-

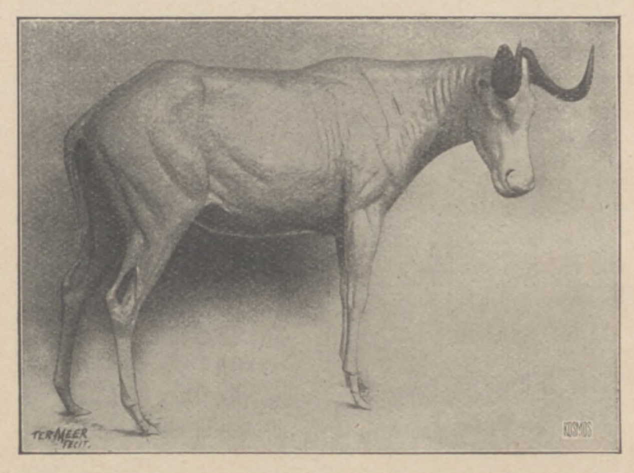


Abb. 5. Rohmodell für das in Abb. 6 wiedergegebene Weißschwanzgnu.

schicht der Alaun nicht durchdringt und die Haut sonst faulen würde. Nun folgt der eigentliche Gerbprozeß, bei dem die Verwendung von Alaun auch wieder die hauptsächlichste, wenn auch nicht alleinige Rolle spielt. Die wichtigste Forderung ist, die Haut noch vor dem Trocknen recht dünn und geschmeidig zu machen, damit sie später dem künstlichen Tierkörper richtig angepaßt werden kann. Das Trocknen darf nicht zu schnell, etwa am Feuer oder in der Sonne geschehen, da die

Haut dadurch leicht spröde und brüchig werden könnte. — Gleichzeitig mit dem Abziehen und Behandeln der Haut erfolgt meist der in künstlerischer Hinsicht wichtigste Teil der ganzen dermoplastischen Arbeit, die Herstellung eines Modells aus Ton oder anderm knet- oder schnitzbaren Material, und zwar in der Größe von einem Fünf-

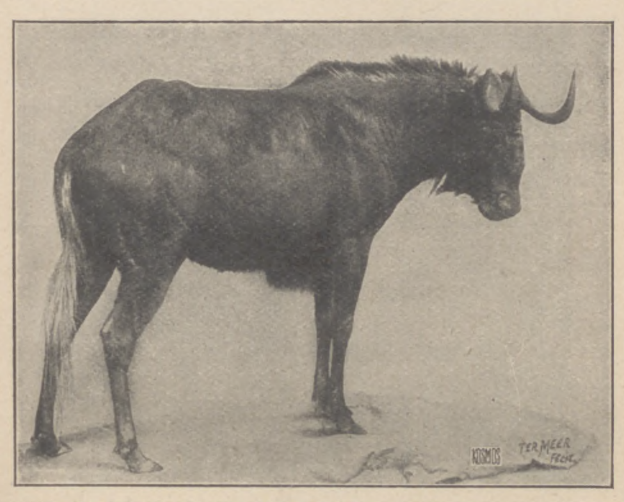


Abb. 6. Weibliches Weißschwanzgnu im Museum zu Leiden (Holland).

tel des Tieres. Kenntnis der Anatomie und Lebensweise des zu gestaltenden Tieres beim Modellierenden ist in diesem Fall das wichtigste, und Hilfsmittel dazu bieten sich heutzutage genug: Momentphotographien und vor allem kinematographische Aufnahmen. Es gibt heute Filme aus exotischen Ländern, welche die Bewegungen auch der seltensten Tiere lebenswahr zeigen. Man denke an Schomburgks Zwergflußpferde aus Liberia oder an die großen Vögel und Reptilien des Amazonenstromes.

Allerdings gibt es solche Filmaufnahmen nicht von allen Tieren, und so bleiben als das umfangreichste, wenn auch nicht das beste Beobachtungsmaterial die lebenden Tiere der zoologischen Gärten. Denn das ge=

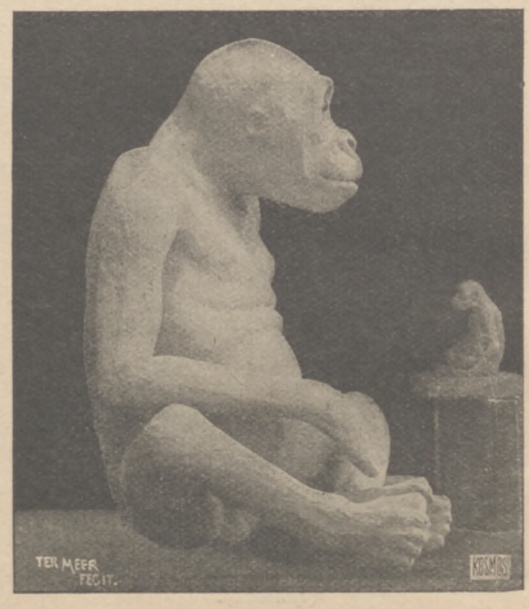


Abb. 7. Modell für den in Abb. 8 dargestellten jungen Gorilla.

fangene Tier bewegt sich meist nicht mit der natürlichen Grazie des in der Freiheit lebenden.

Nach dem Modell wird dann in natürlicher Größe ein Profilbrett hergestellt. Daran werden vier starke Eisenstäbe befestigt und genau in die gewünschte Stellung der Beine gebogen. Der Schädel wird mit Schrauben an das Profilbrett befestigt. Wo ein sehr langer Hals vorhanden ist, wie bei Giraffen und einigen Antilopen,

wird seine Länge und Richtung durch zwei Eisenstäbe gebildet.

In Fällen, wo der Schädel nicht unmittelbar verwertet werden kann, etwa weil man ihn für andere wissenschaftliche Zwecke braucht, wird er zunächst aus Torfklötzen geschnitzt.

In dem bisher beschriebenen Teil des Verfahrens hat sich seit Überwindung der primitiven Ausstopferei nur wenig geändert.

Die besonderen und feineren Kunstgriffe der einzelnen Dermoplastiker beginnen eigentlich erst bei den Arbeiten, die den Zweck haben, einen dem lebenden Tiere möglichst ähnlichen Körper zu schaffen, der mit Haut überzogen werden soll.

Im Pariser Zoologischen Museum suchte man durch Holzreifen und Bretter im groben die Form des Tieres wiederzugeben und darauf dann die Modellierarbeiten auszuführen, und zwar in der Weise, daß man Heu und Stroh auf das Holzgerippe nähte, bis dieses einigermaßen die Muskulatur wiedergab. Dann wurde entweder Gips oder Ton aufgetragen, um die letzten Feinheiten, insbesondere die des Kopfes, herauszubringen. Gips und Ton haben jedoch ihre Nachteile. Gips erhärtet so sehr, daß man die Haut nur durch Einschlagen von Nägeln festmachen kann. Nägel rosten aber leicht und bringen auf hellen Häuten rotbraune Flecke hervor. Ton dagegen schrumpft zusammen und wird bald brüchig.

In Deutschland wählte man deshalb andere Verfahren, die insbesondere von dem Dermoplastiker ter Meer am Leipziger Zoologischen Museum ausgebildet wurden. Die grobe äußere Form wird zunächst dadurch erreicht, daß die Profilbretter durch Drahtbügel, die in der Form des Körpers gebogen sind, miteinander verbunden wer-

den. Die Querrippen werden mit verzinktem Drahtblech überzogen; die unteren Gliedmaßen aus Holz geschnitzt oder auch die Knochen des Tieres angefügt. Das Ganze, das schon einigermaßen die Formen des Tieres erkennen



Abb. 8. Junger Gorilla im Zoologischen Museum der Universität Leipzig.

läßt, wird dann mit in Dextrin getränkten Nessellappen überzogen.

Nun erst beginnt die eigentliche Modellierarbeit. An Stelle des Tones verwendet man heute eine Mischung von gemahlenem Torf, Gips und Kleister, eine Masse,

die ziemlich lange knetbar bleibt und auch später nicht so hart wird, daß sie nicht immer noch nachträglich mit geeigneten Werkzeugen bearbeitet werden könnte.

Die letzten an dem künstlichen Tierkörper vorgenommenen Arbeiten bestehen nun in einem zweimaligen Anstrich mit Ölfarbe und einem mit Klebstoff. Endlich wird



Abb. 9. Ein vom Dermoplastiker fertiggestelltes Zebra wird mit dem Fell überzogen, wobei die letzten Verbesserungen vorgenommen werden.

die gegerbte Haut über das Ganze gezogen. Das ist eine mühselige Arbeit, viel Dehnen, Zerren und Ziehen und größte Sorgfalt ist dabei nötig.

Zu erwähnen ist endlich noch eine von der beschriebenen völlig verschiedene, sich am meisten der Modellierarbeit des Bildhauers nähernde Arbeitsweise, das erste rohe Gerippe auszufüllen. Die Körpermuskulatur wird dadurch hergestellt, daß Heu und Stroh in einer Unmenge

von einzelnen kleinen Wülsten aufeinander- und aneinandergenäht werden. Nur eine ganz dünne Schicht von Ton oder Tonmischung ist dann noch aufzutragen. Es ist dies das Verfahren von Friedrich Kerz, dem ehemaligen Konservator des Stuttgarter Zoologischen Museums.



Abb. 10. Fertigpräparierter Kaffernbüffel.

Auf diese Weise sind wohl bis jetzt die besten Ergebnisse auf dem Gebiet der Dermoplastik erzielt worden.

Wenn das Kunstwerk fertig ist, bestehen alle sichtbaren Teile desselben aus Haut- oder Hornmasse, die vom Tiere stammen, mit wenigen Ausnahmen. Störend wirkt oft, besonders bei Raubtieren mit geöffnetem Rachen, die unnatürliche, sonderbarerweise oft ins Blaurote hin-

überspielende Farbe der Zunge und des Rachens. Es wäre zu wünschen, daß hierin noch Verbesserungen eintreten mögen. Die Maulpartien müssen im allgemeinen noch naturgetreuer wiedergegeben werden.

Das Wichtigste der „Fremdkörper" beim ausgestopften Tier sind jedoch die Augen. Durch ein schlechtes Glas-



Abb. 11. H. H. ter Meer in seinem Leipziger Museumsatelier.

auge ist schon oft die lebendige Wirkung eines sonst vorzüglichen dermoplastischen Werkes schwer beeinträchtigt worden. Wenn technisch einwandfrei hergestellte, der Natur entsprechende Glasaugen eingesetzt werden, erhöht sich die Lebendigkeit des Ausdruckes bedeutend.

Für den Tierfreund, der nicht in einer der wenigen Großstädte, wie Berlin, Hamburg oder Leipzig, wohnt

und sich im zoologischen Garten am Anblick lebender Tiere erfreuen kann, ist es immerhin ein Gewinn, wenn an seinem Heimatsorte sich ein zoologisches Museum oder auch nur eine bescheidene Naturaliensammlung befindet, in der er den Anblick schöner oder auch nur seltsamer Tierformen, wie sie in fremden Zonen leben, genießen und so eine lebendige Anschauung von ihnen gewinnen kann.

Bilderrätsel



Auflösung folgt am Schluß des nächsten Bandes.

Die vierte Ehe

Erzählung von Wilhelmine Baltinester

Kurasch hast scho, Madl!" sagte anerkennend der Pfarrer, als die Zenz ihm erzählt hatte, daß sie den Lütnangbauer vom Grabenhof heiraten wolle, einen dreifachen und vielverrufenen Witwer. Die Sippschaft der drei verstorbenen Frauen warf ihm abscheuliche Eigenschaften vor: Geiz, Eifersucht und Verlogenheit. Zu lautem Streit oder gar zu Handgreiflichkeiten war es eigentlich nie gekommen, aber der Bauer hatte die drei Frauen durch Lügen und Ungerechtigkeit langsam zu Tod geärgert. Das war der Zenz von drei Seiten geschildert worden, aber sie war kühl geblieben, wie jemand, der einen bestimmten Plan hat, von dem ihn kein Gerede abbringen kann. Auch jetzt schaute sie den Pfarrer lächelnd an und erwiderte ruhig: „Wiar der Wanderzirkus bei uns woar, Hochwürd'n, hab' i g'sehn, daß man Löwen lamperlfromm mach'n kann. Da hab' i mir denkt, Hochwürd'n, wann man a Biest so zahm mach'n kann, warum denn nit an Moann, der ja schließli ka ganz so a elendig's Biest san kann?"

„Versuch's halt mit Gottes Hilfe!" sagte der Pfarrer und ging langsam seinem stillen Garten zu, wo die Rosen blühten. Ja, die Jungen, die hatten noch Kampflust und Draufgängertum in sich, die wollten durch allerhand Unfrieden zu irgendeinem Glück gelangen.

An den drei folgenden Sonntagen wurden der Lütnangbauer und die Zenz aufgeboten. Dann kam die Hochzeit. Geschenke hatte die Braut nicht zu erhoffen, sie war Waise und Dienstmagd; aber gute Ratschläge gab man ihr reichlich bis zur letzten Stunde. Die ganze Sippschaft der drei verstorbenen Lütnangbäuerinnen hatte sich — trotz früherer Streitigkeiten untereinander — zusammen-

getan, um gemeinsam gegen die neue Ehe des Bauern aufzutreten. Man hatte der Zenz sogar Geld geboten, wenn sie von der Heirat abstehen wolle; denn die empörten Verwandten der drei toten Frauen hatten es sich in die Dickschädel gesetzt, daß der Lütnangwüterich kein Weib mehr finden dürfe. Aber die Zenz blieb bei ihrem Willen. Bei der Trauung war die Kirche fast leer gewesen, und die Hochzeit ging ohne Festessen vor sich. Aber der klugen Zenz lachte doch das Herz, wenn sie daran dachte, daß sie nun einen eigenen Herd bekäme und Bäuerin würde.

Am dritten Tag ihrer Ehe erfüllten sich die bösen Weissagungen der Leute. Der Bauer warf seiner jungen Ehefrau vor, daß sie Knechten und Mägden zuviel zu essen gäbe, und auf den langen Sepp, den Oberknecht, habe sie es besonders abgesehen, dem hätte sie gestern die meisten Knödel aufgelegt. Übrigens habe er, der Bauer, gesehen, wie sie dem Sepp vom Herd aus zugelächelt habe, was sich für eine ehrsame Bäuerin nicht zieme.

Also da offenbarten sich alle drei bösen Eigenschaften in einem Satz beisammen: Geiz, Eifersucht und Verlogenheit. Die Zenz hatte dem Knechte nicht zugelächelt, ihm auch nicht mehr Knödel gegeben als den anderen, und überhaupt nur so viel ausgeteilt, wie sie es bei ihrer Herrin, der Bäuerin vom Ulmhof, gewohnt war, wo man auch kein Geld überflüssig ausgab und sparsam wirtschaften mußte. Die Zenz flennte aber nicht, wie die drei ersten Frauen des Bauern es bei jedem Anlaß getan hatten.

Am folgenden Tag legte sie weniger Essen auf, am wenigsten aber gab sie dem Hausherrn.

„Wos is denn dös?“ fragte der Bauer. „Is dös a Ess'n?!“

„Hast ja g'sagt, i soll spar'n, so spar' i halt!"

Damit fing die Bäuerin zu essen an.

Am Abend, als der Bauer vom Feld heimkam, sagte die Zenz ihn an: „I hab' scho g'sehn, wiar du die Magd hinterm Zaun abküßt hast! Bild' dir nur nit ei, daß i blind bin! O na!"

„Ka Wort davon is woahr!" wehrte sich der Bauer.

„Und i sag' dir, i hab's so g'wiß g'sehn, wiar du, als du g'merkt hast, daß i den Sepp anlach'! Verstehst?!"

Der Bauer kratzte sich nachdenklich hinterm Ohr. Dieses Weibsbild war von anderm Kaliber als die früheren. Die Zenz flennte ja überhaupt nicht. Er fand es „g'spassig". Als er verdutzt schwieg, stellte sie sich stämmig vor den Betroffenen hin. „So wer'n mer's a in aller Zukunft halt'n: wiar du mir, so i dir!"

Langsam lernte der Bauer den leisen Druck kennen, den ein unter den Pantoffel geratener Mann spürt. Die Leute wunderten sich und meinten: „Entweder is die Zenz a Wunderweib oder a Rabenvieh! Schlagt's ehm epper gar?" erkundigten sie sich bei den Knechten. „A na! Sie is ganz guat zu eahm!" — Da begriffen die Leute die absonderliche Wandlung des Lütnangbauern noch weniger. Ein Jahr nach ihrer Heirat traf Hochwürden auf der Dorfstraße vor dem Pfarrhause die Zenz und hielt sie auf. „Na, is doch guat gang'n? Man sagt ja, bei Enk hätt'st du 's Kommando!"

„Is nit so arg, Hochwürd'n!"

„Wie hast es denn ang'stellt?" erkundigte sich der Pfarrer freundlich schmunzelnd.

„I? Aber woas nit moanen, Hochwürd'n! Ganz von selber is er g'scheit wor'n! Einer kummt halt scho g'scheit auf d' Welt, der zwate wird's erst in der Eh', und der dritt' braucht eben länger, bis er g'scheit wird!" So

wehrte die Zenz bescheiden jede Bewunderung ihrer Erziehungskunst von sich ab. Der Pfarrer schaute ihr lächelnd nach, wie sie, mit dem Rechen über der Schulter, weiterging. Aus dem Haus trat seine Wirtschafterin, ein altes, menschenkluges Weiblein, und sah in dieselbe Richtung wie ihr Herr. „Na, auf dem Lütnanghof gibt's so bald nit wieda a Weiberleich'!" sagte sie befriedigt, „moanen's dös nit a, Hochwürd'n?"

Gitterrätsel

	A			A			E	
E	E	E	E	E	E	E	F	F
	F			F			G	
	G			H			H	
I	I	I	I	L	L	M	M	M
	M			N			N	
	N			N			N	
N	N	N	N	S	S	T	T	U
	U			W			W	

Die eingestellten Buchstaben sollen so geordnet werden, daß die senkrechten und wagrechten Reihen gleichlautend folgendes ergeben: 1. eine preußische Provinz, 2. eine Stadt in Bayern, 3. eine Stadt in Thüringen.

Auflösung folgt am Schluß des nächsten Bandes.

Mensch und Wald

Von Alfred Erlbeck

Wer wird nicht einmal in sich gespürt haben, daß ihn ein geheimnisvolles Band hinauszog in die Natur? Die Natur, aus Ewigem schöpfend, nie sich erschöpfend, die dem Menschen eine immer strömende Quelle der Erquickung und Gesundung für den angegriffenen Körper und die leidende Seele ist.

Einmal im Jahr spürt wohl jeder solches Sehnen, in den glutheiß strahlenden Sommertagen oder in der sonnigen Milde eines früchteschweren Herbstes. Dann eilt er weg von Alltagspflichten, aus gewohnter häuslicher Umgebung, fort in die schöne, grüne deutsche Landschaft, in die Waldeinsamkeit deutscher Mittelgebirge, in ein abgeschiedenes, idyllisches Schwarzwaldtal, in dunkle Voralpenwälder oder in die Entrücktheit tirolischer und schweizerischer Hochgebirge, wo den Menschen das unendlich Erhabene mit allen Schauern der Ewigkeit ergreift. Doch diese Sehnsucht ist, in deutschen Menschen wenigstens, nicht nur eine Seelenregung schönheitsverlangender Sehnsucht. O nein, das Vaterland der Seele soll größer sein! Ohne Wälder kann sich unsere Seele nicht entfalten.

Leider aber kommt es immer mehr dahin, daß schier alles Waldland in Industriegebiet und Erwerbsboden umgewandelt wird. Die entwaldete Welt aber ist gleichbedeutend mit der Verarmung des Menschen und seines seelischen Lebens.

Wo man dies zu erkennen beginnt, da fängt man wieder an, die Reste der ausgerotteten Wälder zu hegen und zu schützen. Leider ist es aber da und dort schon zu spät. Überlieferungen und Reste alter Kulturen enthalten zahl-

reiche Beweise für das einstige Vorhandensein größerer Wälder.

Ohne den Wald wären die Urvölker wohl kaum zu höherer Geisteskultur aufgestiegen, überall bot er ihnen Schutz, sang ihnen uralte Wiegenlieder, raunte ihnen vom Werden und Vergehen zu, gab ihnen alltäglich Lehren, zeigte ihnen den Weg zur schöneren Gestaltung des Daseins. Wieviel Wald und Hain den Völkern gegeben, die beides kannten, das wird nie ausgesungen werden. Nicht auf kahler Steppe entwickelte sich die Menschheitskultur, nicht auf nackten Felshöhen, sondern im bergenden, windgeschützten Wald, der Nahrung und Verborgenheit gewährte.

Keine dauernde Siedlung, vor allem in nördlichen Ländern, war denkbar ohne das schnell erreichbare Material, das der Wald in Hülle und Fülle darbot. Wie für die nordischen Völker, so war der Wald auch für die Entwicklung der griechischen Kultur bedeutsam. In der hellenischen Mythologie, Kunst und Dichtung gibt es zahlreiche Belege dafür, wie reich und dicht damals das ganze Kulturgebiet — Kleinasien eingerechnet — mit Laubbäumen und Nadelholz bestanden war. Das Klima dieser Gebiete war feuchter durch den Waldbestand; jetzt, wo die Wälder fast gänzlich vernichtet sind, ist die Landschaft dürr, verkarstet. Am Piräus und um Athen wird der Staub trotz der Nähe des Meeres geradezu unerträglich. Das gilt auch von weiten Gebieten in Italien, Dalmatien, dem Balkan und Spanien.

Im geschichtlichen Altertum und noch mehr in vorhistorischer Zeit war Europa reich bewaldet, ebenso Kleinasien und Palästina, wo geringe Reste der Libanonzedern ahnen lassen, wie es dort einst gewesen ist. Die wenigen Palmenwälder Spaniens sind geringe Reste der ein-

stigen großen Wälder. Auch die Uferstriche am Nil müssen, nach biblischen Darstellungen zu schließen, Dickichte von Wald, Schilf und Papyros gewesen sein; heute sind nur noch spärliche Reste vorhanden. Das jetzt so öde, ausgedörrte Mesopotamien darf man sich, den altbabylonischen Überlieferungen nach, dicht mit Hainen und üppigem Grün bewachsen denken. Dem Kulturvolk der Mauren bot sich zu seinem Anstieg in Kunst und Kultur nur in seinen heimatlichen Palmenwäldern fast alles zum Leben Nötige. Eine Palme fällen, war ein Verbrechen, in allen Kolonien wurden eifrig Palmenpflanzungen angelegt. So war der Wald auch in den alten mexikanischen und südamerikanischen Kulturen von hoher Bedeutung. Der Wald, auf dessen Lichtungen die so kunstvoll gebauten Städte lagen, schloß sich später, nach der furchtbaren Vernichtung dieser Kulturen durch die goldlüsternen Spanier, wieder über den Trümmerstätten; er hat ihre Reste bewahrt und birgt noch viel davon. Man fand dort im fast undurchdringlichen Urwald große, vergessene Städte. Auch birmanische Tempel mußten aus Urwäldern, die sie überwucherten, herausgehauen werden.

Welche Bedeutung der Wald nun für die Vorgeschichte germanischer Völker gehabt hat, wie er in Mythen und Sagen lebt und webt, das ist uns von Kind an vertraut. Weite Strecken Deutschlands erzählen durch ihre alten Namen von früheren großen Wäldern. Der Odenwald war zur Zeit der Burgunder dichter Forst, während man jetzt lange dort umherwandern dürfte, um ein Stück Wald zu erreichen. Ein Rest dieses Forstes ist der kleine Lorscher Wald bei Worms mit uralten Eichenstämmen. Ursprünglich nahm man an, daß das Gebirge einst öde gewesen sei, dann hieß es auf Grund einer alten Schreibweise Otenwald oder Ottonewald. Nach Kaiser Otto habe

man den wildreichen Waldungen ihren Namen gegeben. Schließlich führte man die Bezeichnung auf Odin zurück. Neuerdings aber leitete Edw. Schröder den Namen Odenwald von Wodana- oder Wodanwald ab, und auf den Boden dieser Deutung stellte sich soeben auch Heßler, der bekannte kurhessische Geschichtsforscher, indem er vor dem Kasseler Verein für Erdkunde auseinandersetzte, daß der Odenberg bei Kassel, eine als „hessischer Kyffhäuser" in der letzten Zeit vielgenannte uralte Kulturstätte, ursprünglich ebenfalls der Wodanaberg war. Hinzu kommt, daß nachgewiesenermaßen größere Scharen des germanischen Volkstammes der Katten, der Urbewohner Hessens, aus der Kasseler Gegend auswanderten und im Gebiet des Odenwaldes siedelten. Dabei nahmen sie manchen liebgewordenen alten Ortsnamen mit und suchten auch in der neuen Heimat einen Wodansberg. So wird schließlich das ganze Gebirge zum Wodanwald und im Lauf der Jahrhunderte zum Odenwald geworden sein.

Der Berliner Tiergarten ist der Rest eines großen Urwaldes, in dem ursprünglich, von allen Seiten geschützt, die erste kleine Fischersiedlung verborgen lag. Man denke sich die jetzt kahlen Ufer der Spree, der Havel und der damals breit dahinströmenden Panke mit dichtem Laubwald bestanden und von Kähnen belebt, wie wir es heute noch im Spreewald sehen. Einst errichtete man im Schutz bewaldeter Ufer Pfahlbauten.

Der Spessart, die Rhön, der Thüringer Wald, die Eifel, der Schwarzwald waren große, dichtbewaldete Gebiete; ebenso war Westfalen mit großen, uralten Wäldern bedeckt. Herrliche Urwaldbestände finden sich noch im Umkreis von München und im Isartal: der Perlacher Forst und Grünwald. Was heute in Deutschland an ausgedehnten Wäldern noch steht, sind, verglichen mit dem,

was einst gewesen, nur noch kärgliche Reste. Überall wurde der Forst jahrhundertelang ausgenutzt und gerodet, um Ackerboden und Siedlungsgebiete zu gewinnen. Wo jetzt Düne und Deich der friesischen Inseln den Kampf weniger Menschen gegen fortschreitende Abspülung anzeigen, da dehnten sich einst Buchenwälder. In ihrem Schatten erstarkten angelsächsische, langobardische und friesische Stämme, bis hereinbrechende Fluten und Verminderung des Landes sie nach anderen Gebieten trieben. Reste dieser einstigen jütischen Wälder erhielten sich noch in den Buchenhainen von Dänemark und Rügen. Auch in Island fanden einwandernde Nordmänner noch im achten bis zehnten Jahrhundert weite Waldgebiete, die seither dort ausgerodet sind; so sind auch die Wälder Grönlands verschwunden. Seit Urzeiten vollzog sich eine stetige Wandlung; wo früher dichter Wald stand, wie in der Mark Brandenburg, lichtete sich das Land zur Heide, bis dann bei zunehmender Austrocknung der Gegend auf dem Boden nur noch dünnstehendes Kiefernunterholz fortkam; endlich starb auch dieses dahin, und der Wind bläst über Heide und Moor. Überall in Norddeutschland vermindert sich das Wasser. Versandung und Vertorfung beginnt, und wo das Wasser fehlt, stirbt der benachbarte Wald ab. Dem Laubwald folgt der Nadelwald. Seit achthundert Jahren kommt zur natürlichen Austrocknung ehemaliger Waldgebiete die zunehmende rücksichtslose, geschäftsmäßige Ausbeutung durch die Menschen. Es sei nur an die in neuester Zeit durch den sächsischen Staat geplante Abholzung der Hardt bei Leipzig, der einzigen größeren Waldung in der Nähe dieser Stadt, erinnert.

Der tiefsinnende germanische Träumer, der doch gegenüber der Gefahr seinen Mann stellte, lebt nicht mehr. Die

Welt von heute wird beherrscht von rechnenden Geschäftsmännern, die kaltsinnig das letzte Stück Forst aufkaufen, abholzen und dorthin abrollen lassen, wo das meiste und hochwertigste Geld für das Kubikmeter geboten wird. Es ist höchste Zeit, daß diesem seelisch entnüchterten Getriebe Halt geboten wird. Die Kultur im wahren Sinne soll und darf nicht von bloßer Zivilisation vernichtet werden, in der nur die Zahl, das Geld regiert und die Seele verkümmert und vertrocknet.

Rätsel

Der Laster Anfang bin ich stets gewesen,
Hab' dennoch nichts zu tun mit Müßiggang;
Du siehst mich an der Mosel stets beim Lesen
Der Trauben — nicht jedoch am Bergeshang.
Ist wo von Diebstahl und von Hehlerei die Rede,
Da bin auch ich, ein Stück vom Galgenstrick,
Doch ward ich nie gesehn bei Zank und Fehde,
Von Streitigkeiten zieh' ich mich zurück.
Bei alledem umfaßt mich Frauenliebe,
Ein Edelmann kann ohne mich nicht sein;
Ein Engel ohne mich kein Engel bliebe,
Käm in den Himmel ich doch gar hinein!

....

Kammrätsel

A	A	A	A	D	E	G	H	H
L		M		N		O		S
L		N		N		O		T
M		N		O		R		T

Die Buchstaben sind so zu ordnen, daß sich ergibt für die wagrechte Reihe eine deutsche Insel, die erste senkrechte Reihe ein männlicher Vorname, die zweite senkrechte Reihe ein deutscher Fluß, die dritte senkrechte Reihe ein männlicher Vorname, die vierte senkrechte Reihe ein Fluß in Italien, die fünfte senkrechte Reihe eine Erderhöhung.

Auflösungen folgen am Schlusse des nächsten Bandes

Die Bekämpfung der Forleule durch Flugzeuge

Von Dr. Fritz Querengässer / Mit 6 Bildern

Die Frage, wer des Waldes größter Feind sei, erfährt je nach Zeit und Umständen eine grundverschiedene Beantwortung. In einem waldreichen Lande ist die allmählich sich ausbreitende Bevölkerung durch Rodungen großen Stiles der nachhaltigste Zerstörer, der vielfach mit dem ohne menschliches Zutun erhaltenen Naturschatz verschwenderischen Raubbau treibt. Leider haben wir auch in neuester Zeit den Untergang ausgedehnter herrlichster Waldungen im deutschen Westen zu beklagen, die der gierige Rheinnachbar gefällt hat. Voriges Jahr kam neue Unheilkunde aus dem Osten. Ein kleines Insekt, ein Schmetterling, nicht unähnlich der Kleidermotte, hatte in zahllosen Liliputanerheeren die braunroten Baumriesen überfallen. Kein Alter hatten sie verschont. Junge drei- bis sechsjährige Kiefern wurden entnadelt, kahlgefressen von der Kieferneule (Panolis flammea oder Noctua piniperda). Dieses Insekt ist der wichtigste Vertreter der Familie der Nachteulen und hat das besondere Merkmal der Eulenzeichnung auf den Vorderflügeln. Zwei mehr oder weniger gewellte Streifen zerlegen die Flügelfläche in drei Felder, in deren mittelstem sich bei der Kieferneule, im Unterschied von anderen Eulenarten, die drei weiße Flecke haben, deren zwei miteinander zusammenhängend erkennen lassen. Der Gesamtton der Färbung ist Rot auf gelbbraunem Grund. Männchen und Weibchen messen ausgespannt dreißig bis sechsunddreißig Millimeter. Die Raupe der Forleule erreicht eine Länge von vier Zentimeter und hat einen lichtbraunen Kopf. Im übrigen ist die Färbung gelblichgrün mit mehreren



Junger Waldbestand in der Mark, der von Raupen der Forleule kahlgefressen ist.

weißen Rückenstreifen, also ein guter Schutz der Tiere, die zwischen den Kiefernadeln schwer zu entdecken sind. Die Puppen sehen anfangs mehr grünlich aus, später glänzend dunkelbraun. Im März und April findet die Flugzeit statt, ausnahmsweise, wie im Jahre 1923 und 1924, erst im Mai und Anfang Juni. Da lieben es die Tiere besonders während der Dämmerung und hauptsächlich zwischen den sogenannten Stangenhölzern zu schwärmen. Das Weibchen heftet zweihundert bis zweihundertfünfzig hellgefärbte Eier, ähnlich dem Malvensamen, in kleinen Ketten von fünf bis sechs Stück an die Unterseite vorjähriger Nadeln der gewöhnlichen Kiefer und der Weimutskiefer, seltener der Fichte. Die Entwicklung im Ei beansprucht etwa einundzwanzig Tage, so daß mit dem Auftauchen der Raupen im Mai zu rechnen ist. Zunächst fressen sie nur an den Nadeln der



Oben: Schmetterling der Forleule. Unten: Durch Abblasen von Arsen-Kalzium vernichtete Raupen des Forleulenfalters. (A. Groß.)

Maitriebe und gehören gerade deshalb zu den schädlichsten Insekten. In der vorgerückteren Jahreszeit nimmt die Ernährung des Baumes durch die Blätter ihrer Bedeutung nach naturgemäß immer mehr ab. Später machen sich die Raupen auch an ältere Triebe und verzehren deren Nadeln von der Spitze bis zur Scheide. In den unteren Teilen der Bekronung ist der Fraß gewöhnlich am stärksten, weil viele, durch den Wind abgefegt, wieder hinaufkriechen und zuerst an die unteren Äste gelangen. Wo sich aber am Fuße des Baumes oder in seiner unmittelbaren Nähe ein Ameisenhaufen wölbt, bleibt die Kiefer meist nahezu verschont. Nicht nur ist der Ameisenbau ein schier unüberwindliches mechanisches Hindernis, die geschäftigen Tiere scheinen auch selbst ihr Hausrecht zu wahren. Gerade über diese Nutzwirkung der Ameisen wurden neuerdings wissenschaftliche Untersuchungen von der Forstakademie in Tharandt angestellt. Tritt nun den Raupen kein natürlicher Feind entgegen, so nehmen sie furchtbar überhand. Milliarden von Exemplaren prasseln regenartig von den Baumkronen herab.

Die vorjährigen Schäden durch die Forleule verteilen sich vor allem auf drei Gebiete Deutschlands: das eine befindet sich am weitesten ostwärts im Regierungsbezirk Allenstein, ein weiteres umfaßt die meist staatlichen Forste zwischen Altdamm und Stargard in Pommern, und das dritte hat sein Zentrum im Regierungsbezirk Frankfurt an der Oder und erstreckt sich ringförmig, nach allen Himmelsrichtungen ausgedehnt, bis in die Nähe von Berlin. Auch die Waldungen Schlesiens, vornehmlich die Privatwälder im nördlichsten Teil der Provinz, weisen schwere Verheerungen durch dieses gefräßige Insekt auf. Jedoch beschränkt sich die Massenvermehrung der Kieferneule keineswegs auf Deutschland, sie ist in fast allen Hei-

matländern der Kiefer ebenso aufgetreten. Die Zukunft unserer Kiefernwälder schien nach den vorjährigen Auffassungen trostlos. Zum Glück ist jedoch die Lage nicht ganz so schlimm. Wohl gab es große Verluste im Waldbestand, aber die Bestürzung, die bei den ersten Unheils-



Eier der Forleule an der Unterseite von Kiefernadeln. Die an einzelnen Eiern sichtbaren Löcher hat eine weibliche Schlupfwespe gestochen, die ihre Eier in den Forleuleneiern ablegte, wodurch diese zerstört wurden. (Presse-Photo.)

nachrichten um sich griff, hat doch ruhiger Überlegung und Prüfung der Abwendungsmöglichkeiten auf wissenschaftlicher Grundlage weichen müssen. Man entschied sich dafür, keinen Baum zu schlagen, der nicht unbedingt geschlagen werden mußte, und diese Regel, gewissenhaft durchgeführt, hat viele in der anfänglich übertriebenen Befürchtung schon der Axt und Säge verfallenen Bestände gerettet. Wenn die Knospen erhalten blieben, be-

grünten sich die Kiefern bei günstiger Witterung bald von neuem. In ihrer Wiedergenesungskraft übertreffen sie alle anderen Nadelhölzer. An sich gesunde Bäume waren zu retten, und auch ältere Bestände konnte man hoffen zu erhalten. Denn man hatte beobachtet, daß die Stümpfe der vorjährigen Nadeln noch um Stückchen hervorwuchsen, ein sicheres Zeichen der selbst noch im verletzten Baume kreisenden Lebenskraft. Die Epidemie brach 1923 aus, und man hatte zu unterscheiden zwischen den Opfern jenes Jahres und Bäumeu, die 1924 zum erstenmal kahl- oder doch sehr lichtgefressen wurden. Größere Bedenken hegten die Sachverständigen wegen der schon zum zweitenmal ihrer Ernährungsorgane beraubten Stämme.

Die Hoffnung, daß der Schaden begrenzt bleiben und die Erhaltung großer Bestände noch gelingen würde, stützte sich auf die Tatsache, daß die Natur mit anderen Mitteln wieder auf Verminderung der Milliardenzahlen dieser Schädlinge wirkt. Es gehört zweifellos mit zum interessantesten Teil der angewandten Naturwissenschaften, im besonderen der Zoologie und Botanik, diesen biologischen Ausgleichskräften der Natur nachzugehen, denen zu gewissen Zeiten die Riesenheere der Forleule größtenteils erlegen sind. Zu den Feinden dieser Baumschädlinge gehören aus der Fauna: Schwarzwild, Dachs und Igel, die Spitzmäuse und eine große Zahl Vögel. So schrieb 1924 ein Beobachter aus dem Regierungsbezirk Liegnitz, daß eine hundertfünfzig- bis zweihundertköpfige Dohlenkolonie den von Forleulen geplagten Waldungen zuflog und dort wie Hühner nach Eulenpuppen scharrte, während vorher seine Kirschenbäume von diesen Dohlen geplündert wurden. Ebenso hatte man Elstern und Nebelkrähen bei dieser Nahrungsuche angetroffen. Ausschlaggebend sind jedoch

die den Forleulen feindlichen Insektenarten, vor allem der schöne, vielgeschäftige Puppenräuber (Calosoma sycophanta) und die durch ihre Masse besonders wirksamen Parasiten unter den Kerfen: die Ichneumoniden oder Schlupfwespen und die Tachiniden oder Raupenfliegen. Welche Bedeutung diese Schmarotzer für die Ver-



Das Arsen-Kalzium wird in das Flugzeug gebracht. Die Männer tragen zum Schutz einfache Gasmasken. (Atlantic.)

tilgung der Forleule haben, geht aus einer Untersuchung hervor, die Forstrat Escherich mit hundert Eulenraupen anstellte: es entwickelten sich aus diesen nur sechsunddreißig Falter, dagegen achtzehn Schlupfwespen und sechsundvierzig Raupenfliegen. Bevor die Schlupfwespen ihre Eier in oder an den Raupenkörper, den Wirt, ablegen, lähmen sie ihr Opfer durch einen Stich in den Bauch. Die dadurch infizierten Tiere sind dem Tod verfallen, selbst wenn da und dort vereinzelte Raupen noch

zur Verpuppung gelangen. Schlupfwespen unterliegen allerdings der Gefahr, wiederum von andern todbringenden Schmarotzern heimgesucht zu werden. Anders wie die Schlupfwespen, vermögen die Raupenfliegen ihre Eier, oft fünf bis zehn an der Zahl, dem Wirtstier nur anzukleben, und die ausschlüpfenden Fliegenmaden bohren sich dann ins Innere des Opfers. Der wirksamste Eulentöter ist ein Pilz, der im vorigen Jahre überraschend schnell dem Vernichtungswerk der Schädlinge Einhalt getan hat. Dieser Pilz ist verwandt mit den Mukorazeen, weitverbreiteten Schimmelpilzen, die sich an Früchten und Wundstellen ansiedeln und dort Fäulnis befördern.

In Laienkreisen neigt man dazu, anzunehmen, daß Schädlinge wie die Forleule erst in unserer Zeit besonders gefährlich geworden sind, eine Auffassung, die nicht den Tatsachen entspricht, denn man kennt große Eulenepidemien auch aus vergangenen Jahrhunderten. Man ist auch nie ganz und gar hilflos vor solchen Katastrophen gestanden und konnte mit den alten Methoden der forstmännischen Erfahrungen manches erreichen, wenn auch die volle Ausrottung nicht gelang. Seit es eine Forstwissenschaft gibt, schlug man andere Wege zur Schädlingsbekämpfung ein. In Dahlem beschäftigte man sich in der Biologischen Reichsanstalt mit der Erforschung der wirksamen Raupenbekämpfung. Nach dem ungewöhnlich massenhaften Auftreten der Forleule im vorigen Jahre stellte das Reich hundert Hektar Wald zur Verfügung und bot einem Botaniker und einem Zoologen die Möglichkeit, entsprechend wirksame Maßnahmen zur Vernichtung der Forleule zu treffen.

Die Bekämpfung von Schädlingen durch Flugzeuge ist nicht neu, man hat derartige Versuche schon in Kanada und den Vereinigten Staaten Nordamerikas gemacht.



Zur Bekämpfung der Forstschädlinge. Flugzeug fertig zur Abfahrt. (Atlantic.)

Unsere Reichsregierung erteilte den „Güttler-Schürfe-Werken“ in Reichenstein den Auftrag zur Schädlingsbekämpfung in Schlesien. Zu diesem Zweck hat man ein eigenes Flugzeug gebaut, das zwei Kästen an Bord führt, in denen zwei Zentner Arsen-Kalzium untergebracht werden können. Das Flugzeug streift in etwa fünfzehn Meter Höhe über den Wäldern hin und zerstäubt dabei den Giftstoff, der sich in die Baumkronen herabsenkt.

Nach einem Bericht in der „Umschau“ hat man in der Gegend von Biesenthal und Eberswalde Versuche mit einem Nikotinpräparat angestellt. Auch in diesem Falle legten sich hinter der Flugmaschine die Dämpfe wie ein dünner Schleier über die Bäume. Reichswehrabteilungen hielten den Wald abgesperrt, und auch das Wild war daraus vertrieben worden. Da die Versuche bei günstigem Wetter erfolgten, sind sie technisch sehr gut gelungen; der Erfolg kann als gesichert gelten. Es wird berichtet: Unter eigentümlichen Lähmungserscheinungen starben die Raupen nach zwei bis fünf Tagen, vom hinteren Körperende her vertrocknend. Das sicherste und am meisten wahrnehmbare Merkmal ihrer Vernichtung ist das völlige Aufhören des Kotregens. Trotz dieser Ergebnisse müssen die weiteren Folgen abgewartet werden.

Zum Schluß sei noch auf die Bedeutung des Mischwaldes, der gemischten Waldbestände gegenüber den reinen Einheiten hingewiesen. Wieviel aussichtsreicher wird die Forstwirtschaft der Zukunft sein, wenn beispielsweise die Forleule, die sich fast ausschließlich von der Blattsubstanz der Kiefer nährt, nicht mehr diese, sondern im Mischwald andere Bäume vorfindet, die ihr kein zusagendes Futter bieten. Wir wollen getrost an die weitere Beseitigung des Schädlings gehen, und alle Erfahrungen der Wissenschaft und Technik nutzbringend dabei an-



Das Flugzeug mit dem dahinter herziehenden nebelartigen Streifen von Arsen-Kalzium, das über einem Wald abgeblasen wird. (Atlantic.)

wenden. Dann läßt es sich auch verschmerzen, wenn da und dort einmal einzelne Forste zugrunde gehen, weil sie Erzeugnisse handwerksmäßiger Befolgung rein staatswirtschaftlicher Vorschriften und Ideen sind, statt einer Auffassung des Waldes als einer organisch verbundenen Gemeinschaft auf natürlicher Grundlage. Dann werden wir auch wieder „Wälder" haben, die in einer Verbindung von normaler Waldpflege und Lösung wirtschaftlicher Forderungen bestes forstliches Wissen und Können krönen werden zum Segen späterer Geschlechter.

Nachtlied

Auf Berg und Tal liegt stumm die Nacht,
Und lautlos schweigt die Runde,
Tief unten im Dorf nur sacht, ganz sacht
Bellen verschlafen die Hunde.

Es ziehn die Wolken, es rauscht der Wald,
Und murmelnd leise, leise
Singt tief der Bach im Felsenspalt
Die traumhaft alte Weise.

In Lüften hallt es wie Sphärengesang,
Es leuchtet im Waldesgrunde,
Die Kirchturmuhr mit dröhnendem Klang
Kündet die Geisterstunde.

Ein Hauchen und Flüstern allüberall,
Mich treibt es zu lauschen, zu lauschen,
Mir ist's, als hört' ich vernehmbar im All
Die Ströme des Lebens rauschen.

Albert Möser.

Allerlei Quälgeister

Von H. Ferres, praktischem Arzt

Wie müde man durch die sommerliche Mittagshitze wird! „Nur ein Viertelstündchen" möchte man ruhen, zu verlockend ist es und nur zu gern gibt man nach und streckt sich behaglich. Aber — kaum werden die Augenlider schwerer, da kommt eine nichtsnutzige Fliege brummend angesurrt und findet im ganzen Zimmer keinen anderen Platz zum Niederlassen als die Nasenspitze des Ruhebegehrenden. Alles Wehren und Wedeln mit Hand und Taschentuch nutzt nichts, das aufdringliche Geschöpf kommt mit zäher Beharrlichkeit immer wieder und die erhoffte Mittagsruhe ist verdorben. Wahrhaftig, die Fliege ist eines der unverschämtesten, zudringlichsten Wesen. Solche Eigenschaften wären noch verzeihlich, aber aus einem anderen, weit wichtigeren Grunde müssen wir die Fliegen bekämpfen: sie gehören zu den gefährlichsten Krankheitsverbreitern. Überall, wo es pflanzliche und tierische Abfallreste gibt, da findet man auch irgendwelche Wesen dieser so artreichen Familie. Am Auswurf Lungenleidender, den Entleerungen Typhus- oder Ruhrkranker, wie an den Kadavern von an der Pest verendeten Ratten und anderen Tierleichen sind Fliegen nicht selten in großer Menge anzutreffen. An ihren feinen Härchen wie auch im Darm sind massenhaft allerlei ansteckungsfähige Krankheitserreger vorhanden. Rainbert hat 1869 die Übertragung des Milzbrandes, 1898 im spanisch-amerikanischen Kriege die des Typhus durch Fliegen nachgewiesen. Cholera, Pocken, Tuberkulose, Scharlach, Diphtherie, Aussatz und noch viele andere gefährliche Krankheiten können durch Fliegen verbreitet werden. Auch Erkrankungen an Eingeweide-

würmern rühren großenteils davon her, daß sie die Wurmeier weiter befördern. Daß Wunden, die von Fliegen verunreinigt wurden, leicht eitern, ist nach alledem wohl begreiflich. Eine geradezu widerwärtige Erkrankung sah ich einmal in einem kleinen, halbpolnischen Dorfe Westpreußens. Einem Knecht war wegen einer Eiterung das linke Mittelohr ausgeräumt worden. In die nach der Heilung entstandene Höhlung im Schädel war, vermutlich als der Knecht gelegentlich im Stall schlief, eine Schmeißfliege gekrochen und hatte in dieser Höhlung ihre Eier abgelegt. Daraus entwickelten sich in der Operationshöhle die etwa dreiviertel Zentimeter langen Fliegenmaden, die dem Mann furchtbares Dröhnen und Kopfschmerzen verursachten und mir als „Würmer im Ohr" bezeichnet wurden. Zu meinem eigenen Entsetzen entfernte ich achtundvierzig solcher Maden! Damit waren die nicht geringen Beschwerden gehoben. Auch ein Kulturbild!

Wie kann man sich am besten gegen die Fliegenplage schützen? Fliegenklatsche, mit Klebstoffen bestrichene Fliegentüten und andere Fliegenfallen sind ja bekannt, sie wirken aber nicht genügend. Vor allem muß alles baldmöglichst entfernt werden, was den Fliegen irgendwie zur Nahrung dienen könnte oder von ihnen als Eiablage benutzt wird, wie Küchenabfälle und Kadaver. Dünger sollte in festen, gut verschließbaren Behältern gesammelt werden, Senkgruben und Dunghaufen sind häufig mit Chlorkalklösung zu bespritzen. Ställe müssen peinlichst sauber gehalten und oft mit desinfizierenden Flüssigkeiten — am zweckmäßigsten gleichfalls mit Chlorkalk — gewaschen werden. Gründliche Lüftung, selbstverständlich auch der Wohnräume, ist dringend geboten. Ziegenhalter mögen sich besonders gesagt sein lassen, daß der alte,

üble Brauch, den Mist im Stall so lang wie möglich liegen zu lassen, unter allen Umständen mit Rücksicht auf Mensch und Tier wie auch die gesteigerte Leistungsfähigkeit der Tiere — bei Ziegen besonders den Milchreichtum — zu verwerfen ist. Mist gehört nun einmal nicht in den Stall, sondern auf den Dunghaufen oder besser noch in die sorgfältig auszementierte und verschließbare Dunggrube.

Die natürlichen Fliegenfeinde, vor allem unsere Singvögel, dann Schwalben, Rotkehlchen und andere Vögel, sollen sorgfältig geschont und gehegt werden. Schlafende kleine Kinder sind zweckmäßig durch Moskitonetze vor dem Geschmeiß zu schützen. Reinlichkeit der Wohnung und aller Gebrauchsgegenstände ist selbstverständlich das beste Abwehrmittel. Gelegentliches Abbrennen von Räucherkerzen und „Fliegenfenster" aus Drahtgaze sind empfehlenswert. Nahrungsmittel sollen unter fliegensicherem Verschluß gehalten und vor Gebrauch gründlich gesäubert werden. Die üblichen „Hauben" aus Drahtgaze, womit Nahrungsmittel bedeckt werden, genügen deshalb nicht, weil sie nicht völlig dicht schließen und auch zu niedrig sind. Die Schmeißfliegen setzen sich darauf, stecken ihre Legeröhre durch eine Masche und lassen ihre Eier herabfallen. Die sogenannten „Winterfliegen", die von vielen Leuten als freundliche Erinnerung an vergangene Sommertage geschützt werden, sind samt und sonders zu töten. Es sind eiergefüllte Weibchen! Mit ihrem Tod wird eine ganze Fliegengeneration vernichtet. Nahrungsmittel schützt man am einfachsten und sichersten, wenn man sie in genügend große Papierbogen einwickelt, die allerdings sorgfältig umgefalzt werden müssen, damit keine Fliege eindringen kann. Nebenbei bemerkt, ist dies auch der beste Mottenschutz. Im Herbst sieht man oft

an Fensterscheiben tote Fliegen kleben, die von einem schimmelartigen, weißlichen Hof umgeben sind; in diesen Fliegenleichen wuchert ein Pilz, der den Tod verursacht hat, und seine Sporen sind es, die als „Hof" erscheinen. Diese Fliegenleichen soll man ruhig eine Zeitlang kleben lassen, da sich an ihnen noch viele lebende Artgenossen anstecken.

Ein besonders gefährliches Geschöpf Afrikas ist die Tse-tse-Fliege; bekanntlich ist es eine Unterart dieser Fliege, welche die furchtbare Schlafkrankheit verbreitet. Deutschem Entdeckergeist ist jetzt, nach langem, mühevollem Forschen, die Herstellung eines Heilmittels für dieses Leiden gelungen.

Andere Quälgeister aus dem Insektenreich sind die Stechmücken. Wenn sie auch nicht so gefährlich sind wie die Fliegen, so genügt doch schon die Übertragung der Malaria und des gelben Fiebers, die in beiden Fällen durch Stechen von Mücken erfolgt, um einen energischen Vernichtungsfeldzug als unbedingt notwendig zu unternehmen. Alles, was zur Fliegenvertilgung empfohlen wurde, hat auch für diesen Fall zu gelten. In malariabedrohten Gegenden genügen die kleinsten Wasserlachen, ja sogar geringe Wasserreste in leichtsinnig weggeworfenen alten Konservenbüchsen zur Brutstätte der Stechfliegenlarven. Wo größere Teiche sind, sollen Enten gehalten werden, die zusammen mit gleichfalls zu pflegenden Fischen unter der Stechmückenbrut aufräumen. Auch Molche und Frösche sind als Mückenvertilger bekannt. Übergießen von Tümpeln mit einer dünnen Petroleumschicht tötet zwar durch Luftabschluß die Mückenbrut, leider aber auch alle anderen luftbedürftigen Kleinlebewesen und ist deshalb verwerflich. Richtiger ist die Verwendung von „Larvizid", einem Pulver, das mit Wasser

zu einem Brei gerührt wird und, in die Tümpel gegossen, die Mückenlarven schnell abtötet. Man rechnet auf ein Quadratmeter Wasserfläche drei Gramm „Larvizid". In Kellern, Ställen, Scheunen und Kammern überwinternde Stechfliegenweibchen müssen durch Ausschwefeln vernichtet werden.

Der einzelne kann sich durch den Gebrauch einer der zahlreich hergestellten Mückensalben wenigstens etwas vor diesen Quälgeistern zu bewahren suchen, sind doch völlig genügende Schutzmittel dieser Art noch nicht gefunden worden. Für mückenreiche Gegenden empfiehlt sich der Anbau von Sonnenblumen, da diese an der Blattunterseite einen klebrigen Saft aussondern, an dem viele Mücken haften bleiben und zugrunde gehen.

Von Läusen, vor allem den Kleiderläusen, haben wir ja während der Kriegsjahre genug gehört. Die schlimmste Folge dieser an und für sich schon nicht angenehmen Insekten ist die Übertragung des Fleckfiebers durch Kleiderläuse, und der großzügige Vernichtungskrieg, der mit gutem Erfolg in den „Lausoleums" geführt wurde, war durchaus berechtigt.

Durch Kopfläuse werden häufig schwere Augenentzündungen sowie große Eiterungen der Kopfhaut, der Halsdrüsen, ja selbst des Mittelohres hervorgerufen, die alle erst nach Entfernung der Läuse abheilen. Peinlichste Sauberkeit ist das beste Heilmittel und Vorbeugungsverfahren. Gegen Kopfläuse ist noch immer der altbewährte Sabadillessig — der unverdünnt anzuwenden ist — allen übrigen Medikamenten vorzuziehen. Wer von Kleiderläusen befallen ist, muß sämtliche Kleidungsstücke sofort einer Entlausungsanstalt übergeben, denn wegen der großen Widerstandskraft der Tiere sind besondere Vorrichtungen zum Abtöten unerläßlich.

Kommt ein Krätzefall in einer Familie vor, so müssen unbedingt sämtliche Angehörige gleichzeitig behandelt werden, da sonst einer den andern unweigerlich wieder ansteckt! Geboten ist in solchen Fällen drei- bis viermaliges Einreiben mit „Ristin". Danach ist ein heißes Bad zu nehmen und der Körper mit Seife und Bürste zu behandeln. Zur Vernichtung der Krätzemilben samt ihrer Brut genügt das Auskochen der Leib- und Bettwäsche.

Wohnungen, die durch Flöhe und Wanzen verseucht sind, läßt man erfolgreich am sichersten durch einen zuverlässigen Kammerjäger reinigen. Selber mit allerlei Mitteln zu pfuschen, ist nicht angebracht, da es meist ergebnislos bleibt. Der Floh ist übrigens gar nicht so harmlos, denn manche seiner Arten leben auf Ratten und sind als Pestverbreiter bekannt. In den Docks von Amsterdam hat der Forscher Soellengrebel auf einer einzigen Ratte hundertfünf Flöhe gefunden. In den Ritzen der Dielen und Wände legen die Flöhe ihre Eier ab, die sich im Staub darin entwickeln. Ein fugenloser, sorgfältig mit heißem Seifenwasser gesäuberter Fußboden ist darum der beste Schutz gegen die Flohplage.

Zum Schluß noch ein Kuriosum. Ein reicher englischer Naturforscher, Sir Walter Rothschild, hat über zweitausend verschiedene Floharten festgestellt; für einen Floh eines Polarfuchses bezahlte er im Frieden dreitausend Franken, immerhin eine recht sonderbare Liebhaberei!

Komponistenrätsel

Aus den Silben: bach, ci, co, del, eys, sen, gou, hän, har, i, ke, lai, ler, ler, nec, neß, ni, no, nod, os rei, va, vi sind die Namen von neun Komponisten zu bilden. In bestimmter Reihenfolge nennen deren Anfangsbuchstaben eine bekannte Oper.

Auflösung folgt am Schluß des nächsten Bandes.

Vom modernen deutschen Flugzeugbau

Von Mayer-Sidd / Mit 8 Bildern

Unsere Zeit steht an der Schwelle der Erschließung des Luftraumes für den friedlichen Verkehr. Im Laufe der beiden letzten Jahrzehnte hat sich die Luftfahrt aus den ersten Anfängen und durch unerwartet gesteigerte Leistungen im Weltkrieg, die eine Welt in Atem hielten, so weit entwickelt, daß sie ein neues Mittel des Weltverkehrs zu werden sich anschickt. Das Luftschiff hat durch den denkwürdigen Flug des „L. Z. 126" gezeigt, daß ein Flug von Kontinent zu Kontinent über den Atlantischen Ozean möglich ist. Wäre unser deutscher Flugzeugbau nicht durch gehässige politische Fesseln eingeengt, vielleicht hätte schon heute ein wagemutiger Metallvogel der bisher unerreichten Leistung des „L. Z. 126" etwas Gleichartiges zur Seite gestellt, sprach doch Professor Junkers, ein bedeutender Flugzeugbauer, die Worte aus, daß er bei wiedergewonnener Freiheit noch zu erleben hoffe, daß eines seiner Flugzeuge hundert Fluggäste im friedlichen Verkehr von Erdteil zu Erdteil befördern werde. Möge diese Zuversicht nicht zuschanden werden!

Der heutige deutsche Flugzeugbau ist charakterisiert durch die Worte: freitragende, verspannungslose Flügel, Ganzmetallbauart, Großflugzeug.

Die früher übliche Bauart, die mangels anderer Möglichkeiten die aus Festigkeitsgründen notwendigen Streben und Kabel außerhalb der Flügel verlegte, hatte den Nachteil zu großen schädlichen Widerstandes. Man versuchte mit der Zeit Verbesserungen durch stromlinienförmige Umkleidung dieser Werkteile herbeizuführen, was auch bis zu gewissem Grad gelang. Restlos wurde dieser Mangel aber erst behoben, als man auf den Gedanken

kam, das Fachwerk in das Tragdeck hineinzuverlegen. Dazu wurde allerdings ein erheblich höherer Querschnitt für das Tragdeck notwendig, während man vorher der Ansicht war, daß ein dünnes Profil das günstigste sei. Nähere Untersuchungen ergaben jedoch bald, daß die aerodynamischen Eigenschaften des dicken Profils im Ver-

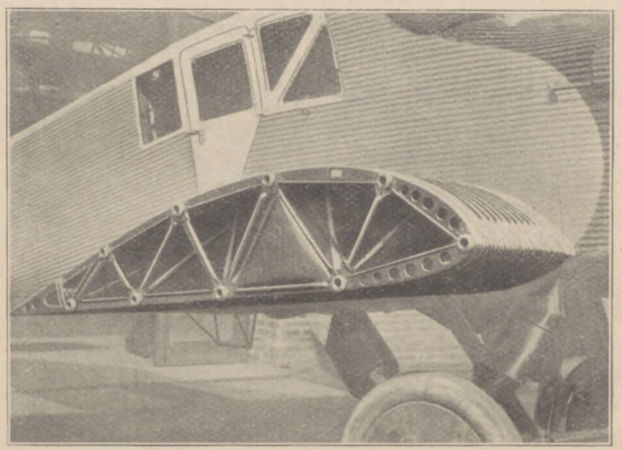


Abb. 1. Gerüst des Tragdeckmittelstückes.

gleich mit denen des dünnen entschieden vorteilhafter sind. Aber auch in der Wahl des Baustoffes mußten frühere Auffassungen verlassen werden, und auch hier war es in erster Linie Professor Junkers, der bahnbrechend vorging. Die Festigkeitseigenschaften des Holzes sind von einer Reihe mehr oder minder schwer zu erreichender Vorbedingungen abhängig. Schon beim Rohmaterial sind Herkunft, Alter, Lagerort und Lagerzeit des einzelnen Stammes ausschlaggebend und bedingen sorgfältigste Auswahl, wodurch große Abfälle unvermeidlich sind. Während der Verarbeitung machen sich noch eine

Reihe weiterer Beeinflussungsmöglichkeiten geltend. Das relativ lose Zellgewebe und die beherrschende Wichtigkeit der Faserrichtung beschränkt die Bearbeitung nach Formenveränderung und Formenzusammenstellung außerordentlich. Da sich Holz wirft, so ist keine auf die Dauer genaue Maßhaltigkeit und Austauschbarkeit der Einzel-

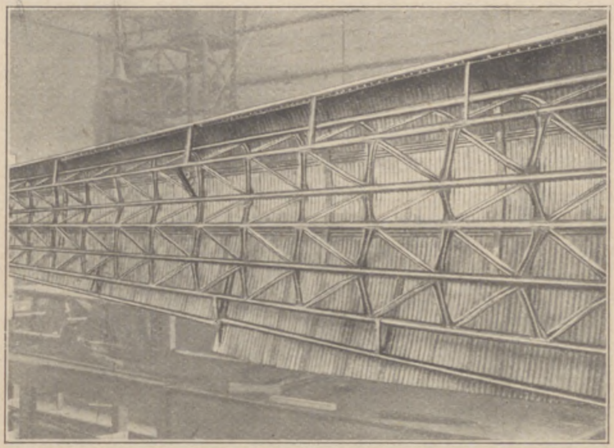


Abb. 2. Flügelaufbau eines Junkersschen Verkehrsmetallflugzeugs F 13.

teile zu erzielen. Die Feuergefährlichkeit soll gar nicht besonders hervorgehoben werden.

All diese Nachteile und Übelstände konnten nur durch den Metallbau vermieden werden. Junkers baute auf Grund dieser Einsicht schon 1915 sein erstes Ganzmetallflugzeug; es war ein Stahleindecker. Dabei stellte sich aber heraus, daß die Wandstärken nicht in dem Maße verringert werden konnten, wie dies nach dem großen spezifischen Gewicht geboten war. Das Stahlflugzeug erwies sich als zu schwer. Man wandte sich daher immer

mehr dem Duralumin zu, einem Leichtmetall aus neunzig Prozent Aluminium und zehn Prozent Kupfer und Mangan, das Claude Dornier bereits im Luftschiffbau eingeführt hatte. Es verbindet mit dem niedrigen spezifischen Gewicht von 2,8 die Festigkeitseigenschaften des dreimal so schweren Siemens-Martin-Stahls.

Die Einführung dieses Metalls in den Flugzeugbau war indes nicht so einfach, wie der Laie annimmt. Es mußten dafür besondere Bearbeitungsverfahren gefunden werden, wollte man zum Erfolg gelangen. Die Junkerssche Forschungsanstalt in Dessau kann für sich das Verdienst in Anspruch nehmen, hier die zweckentsprechenden Arbeitsverfahren gefunden zu haben, durch die erst die großen Vorzüge dieses Metalls bewiesen wurden. Junkers fand auch wirkungsvolle Konservierungsmittel gegen die Verwitterungsgefahr infolge von Wettereinflüssen und Berührung mit Seewasser.

Das feste Gefüge des Metalls und die damit verbundene viel stetigere und genauer faßbare Festigkeit machen es zu einem durchaus sicheren Rechnungsfaktor. Folglich ist weitgehendste Materialausnutzung möglich, geringer Abfall und vermindertes Lagerareal. Die genaue Bearbeitungsmöglichkeit gewährleistet, daß alle Teile Maß halten und austauschbar sind. Nur bei Metall ist Serienherstellung ohne Rücksicht auf sofortigen Verbrauch oder Einlagerung möglich. Im Betrieb aber bietet das Metallflugzeug gegenüber dem Holzflugzeug folgende Vorteile: Das Holzflugzeug wird sehr bald „weich", das heißt seine aerodynamischen Eigenschaften, Geschwindigkeit und Steigleistung, nehmen ab. Dagegen stehen Junkerssche Ganzmetallflugzeuge seit 1919 ununterbrochen im täglichen Luftverkehr, ohne von ihren Flugeigenschaften etwas eingebüßt zu haben. Die Emp-

findlichkeit gegen Feuchtigkeit und Witterungseinflüsse erfordert beim Holzflugzeug teure Wartung, zumal bei jeder Witterungsänderung neu verspannt werden muß. Um allzu schnellem Verbrauch vorzubeugen, werden kostspielige Hallenbauten erforderlich. Junkers-Metallflugzeuge standen dagegen schon Monate hindurch ohne nachteilige Folgen in Regen und Schnee.

Die aerodynamische Forderung, das Widerstand er-



Abb. 3. Verkehrsmetallflugzeug auf Schneekufen.

zeugende Fachwerk in den Flügel zu verlegen, bedingte einen grundsätzlich neuen statischen Aufbau, und die Verwendung von Metall gewährte eine Reihe neuer konstruktiver Möglichkeiten. Durch genaue Erfassung und Beobachtung der statischen Gesetze gelang es trotz des im Vergleich mit Holz höheren spezifischen Gewichtes des Duralumins, das Flugzeuggewicht niedriger zu halten als das aller Holz- und Metallfabrikate der gleichen Typenklasse.

Das Tragdeck eines Junkersschen Verkehrsmetallflugzeuges F 13 wird wegen der besseren Transportmöglichkeit geteilt ausgeführt. An das Gerüst des Tragdeckmittelstückes (Abb. 1), dessen Längsträger neun Aluminiumrohre sind, werden beiderseits die eigentlichen Flügel mit je neun Überwurfmuttern aus Chromnickelstahl symmetrisch verschraubt. Das Anbringen, beziehentlich Abnehmen der Flügel kann von zwei Mann in wenigen Minuten ausgeführt werden. Der Flügelaufbau ist aus Abbildung 2 ersichtlich. Der Rumpf liegt entgegen der bisherigen Bauweise auf dem Tragdeck, so daß das Fachwerk des Flügelmittelstücks gleichzeitig das Fundament des Rumpfes und der Kabine bildet. Dadurch wird ein äußerst widerstandsfähiger Aufbau und große Gewichtsersparnis erzielt. Diese Tiefdeckeranordnung hat den durch die Erfahrung bestätigten, für Verkehrsflugzeuge wesentlichen Vorteil, daß die Kabine und damit die Insassen bei möglicherweise vorkommender Beschädigung des Flugzeuges durch harte Landungen bestens geschützt sind.

Die Höhen- und Quersteuerung erfolgt durch Steuersäule mit Handrad. Das Seitenruder wird durch Pedale bedient. Die Leitflächen sind reichlich bemessen. Die sonst zum Ausgleich von Gewichtsveränderungen eingerichtete Verstellbarkeit der Höhenflosse ist beim Junkersschen Typ durch einen sogenannten Trimmtank im Rumpfende ersetzt. Um Kopf- und Schwanzlastigkeit auszugleichen, pumpt der Führer so viel Brennstoff ab oder zu, bis der Gleichgewichtszustand erreicht ist. Diese Anordnung hat den Vorteil, daß stets mit gleich niedrigem Anstellwinkel, also geringstem Widerstand, geflogen werden kann und Störungen im Leitwerk durch Versagen solcher Verdrehvorrichtungen der Höhenflosse ausgeschlossen sind.

Normalerweise ist das Junkers-Ganzmetallflugzeug F 13 mit einem Landfahrgestell aus Stahlrohr ausgerüstet; durch Auswechseln dieses Gestells gegen ein Schwimmergestell wird das Flugzeug in kürzester Zeit zum Wasserflugzeug und durch Austausch der Räder gegen Schneekufen zum Schneeflugzeug. Die Abbildung 3 zeigt F 13 auf Schneekufen für Winterflüge aufmontiert.

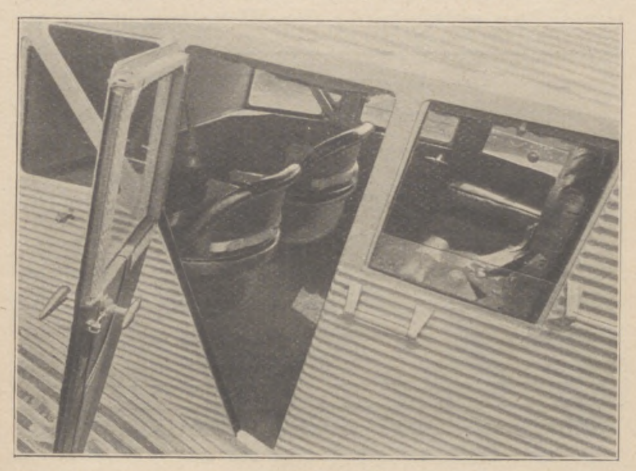


Abb. 4. Blick in die Fluggastkabine bei offener Tür.

Bei dem günstigen Gesamtwirkungsgrad des Typs F 13 genügt die geringe Motorleistung von 160—200 Pferdestärken. Als Kühler kommt eine Sonderkonstruktion von einem Stirnkühler zur Verwendung. Die Wirkung dieses Kühlers kann durch Klappen, die vom Führersitz aus zu betätigen sind, den verschiedenen Temperaturverhältnissen angepaßt werden. Als Propeller wird in neuerer Zeit ein besonders konstruierter Metallpropeller angebracht. Die Vorteile eines Metallpropellers sind begreiflich. Er

ist unempfindlich gegen Witterungseinflüsse, das heißt, er verzieht sich nicht und reißt nicht auf. Außerdem läßt die Nabenkonstruktion eine Veränderung der Steigung zu, so daß der Propeller je nach Bedarf auf Geschwindigkeit oder Steigfähigkeit, das heißt kurzen Start, eingestellt werden kann. Der Brennstoff ist in zwei im Flügelmittelgerüst (Abb. 1) befindlichen Tanks, entfernt vom Motor, untergebracht. Eine Motorpumpe führt den

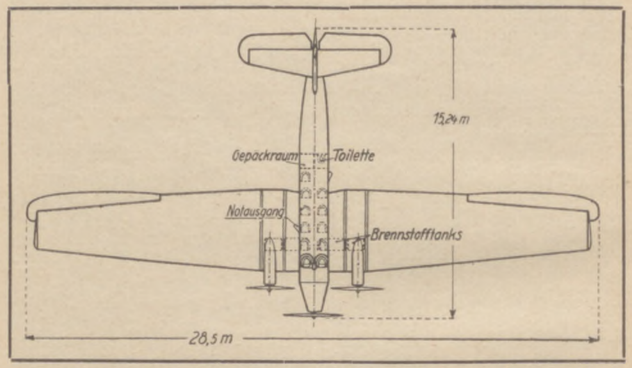


Abb. 5. Junkers-Verkehrsflugzeug G 23 für neun Passagiere.
(Schematische Ansicht von oben.)

Brennstoff vom Haupttank zu einem über dem Führersitz angebrachten Falltank. Das Arbeiten dieser Motorpumpe kann durch ein Schauglas vor den Augen des Führers und durch ein Standglas im Falltank beobachtet und beim Versagen durch Gebrauch einer Handpumpe sofort ersetzt werden.

Besonderer Erwähnung bedarf die Sicherung der Leitung zwischen Tank und Vergaser. Bei einem Rohrbruch fließt der Brennstoff nicht in den Motorenraum, sondern durch ein zweites, das eigentliche Leitungsrohr um-

hüllende Rohr ins Freie. Ein besonderes Schott zwischen Motor und Führersitz schützt Führer und Insassen vor Verletzungen durch Vergaserbrand. Alle Leitungen, vom Haupttank zur Pumpe, vom Haupttank zum Trimmtank, können gegeneinander abgeschaltet werden. Bei Vergaserbränden kann durch Schließen eines einzigen Hahnes, der kurz vor dem Vergaser angebracht ist, die gesamte Brennstoffzufuhr zum Motor sofort gesperrt werden.

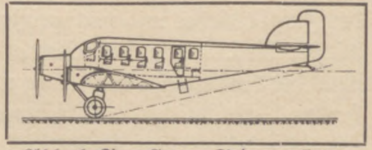


Abb. 6. Typ G 23: Seitenansicht.

Die Fluggastkabine enthält vier bequeme gepolsterte Sitze, von denen die beiden vorderen herausgenommen werden können für den Fall, daß größeren Raum beanspruchende Lasten befördert werden sollen. Drei Kristallglasfenster auf beiden Seiten der Kabine, die teilweise geöffnet werden können, sorgen für gute Sicht nach unten und nach der Seite und für Lüftung des Raumes (Abb. 4).

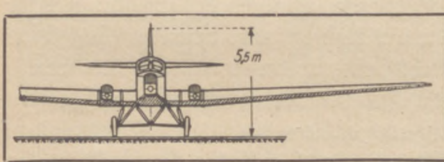


Abb. 7. Typ G 23: Vorderansicht.

Die Entfaltung des neuzeitlichen Flugverkehrs hat in den letzten Jahren immer mehr das Bedürfnis nach Flugzeugen hervorgerufen, die außer größerem Fassungsvermögen auch einen größeren Aktionsradius haben. Diese Forderung kann nur mit solchen Flugzeugen verwirklicht werden, die imstande sind, eine entsprechend größere Brennstoffmenge zu tragen. Abgesehen davon ist aber auch die weitere Entwicklung des Flugzeugbaues auf

Vergrößerungen der Abmessungen gerichtet. Die Gründe hierfür liegen vorwiegend auf aerodynamischem Gebiet. Auch die Flugsicherheit und die Bequemlichkeit der Reisenden verlangt Flugzeuge mit größeren Ausmaßen und Leistungen. So entstand das sogenannte Großflugzeug. Ein solches gestattet die Mitführung einer Apparatur, die als hauptsächlichsten Vorzug noch höhere Sicherung des Flugbetriebes und noch größere Unabhängigkeit vom Wetter bietet. Eine Radiosende- und -empfangsanlage stellt die dauernde Verbindung mit den Bodenstationen her und ermöglicht somit jederzeit eine Verständigung über die Wetterlage, was insbesondere bei längeren Flügen wertvoll ist. Bei Nebel wird durch praktische Instrumente die Navigation erleichtert; Nachtlandungen können gefahrlos durchgeführt werden. Großflugzeuge haben in ihren Bewegungen größere Stetigkeit. Wie das große Schiff unabhängiger vom Seegang ist als das kleine, so sind auch die Bewegungen des Großflugzeuges langsamer als die des kleinen, was von den Fluggästen besonders angenehm empfunden wird. Da das Großflugzeug größere Höhen und damit ruhigere Luftschichten aufsuchen kann, ist auch dadurch ein ruhiger Flug möglich.

Aus den Abbildungen 5, 6, 7 ist die Konstruktion des modernen Junkersschen Großverkehrsflugzeuges Typ G 23 ersichtlich. Es ist gleichfalls als Tiefdecker gebaut. Im Führerraum befindet sich die Doppelsteuerung für die beiden Führer und eine reichhaltige Apparatur, die alle Instrumente enthält, die zur Sicherung des Flugbetriebes auch bei schlechtem Wetter dienen. Von hier aus werden auch die drei Motoren bedient. Die Vergrößerung des Fassungsvermögens gegenüber den bisher üblichen Flugzeugtypen wirkt sich am meisten in einer Vergrößerung der Kabine und damit erhöhter Bequem-

lichkeit aus. Die Kabine bietet in bequemen Ledersesseln Platz für neun Passagiere, die sich zudem frei bewegen können. An jeder Seite sind sechs Fenster so angeordnet, daß jeder Passagier den Ausblick genießen kann. An der Rückwand der Kabine führt eine Tür in den abgetrennten Toilette- und Waschraum. Daneben liegt der Post- und Gepäckraum. Beleuchtungs- und Heizungsanlagen ge-

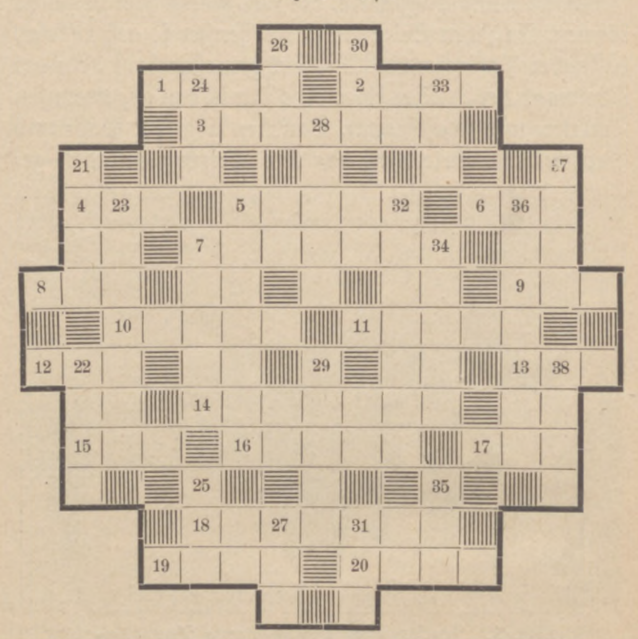


Abb. 8. Junkerssches Großflugzeug Typ G 23.

hören ebenfalls zur Einrichtung des Großflugzeugs. Die Abmessungen des Flugzeuges sind aus Abbildung 8 ersichtlich. Die Leistungen dieser Großflugzeuge sind abhängig von der Stärke der einzubauenden Motoren. Bei mittleren Motorenstärken wird eine Maximalgeschwindigkeit von etwa 170 Kilometer in der Stunde erreicht.

Wenn die unwürdigen und unsinnigen Fesseln der Feinde für den deutschen Flugzeugbau bald fallen, wird er zweifellos noch große Triumphe feiern.

Kreuzworträtsel



Aufgabe: Jedes Wort beginnt mit einer Zahl und endet beim nächsten schwarzen Feld.

Wagrecht: 1. Sinnesorgan. 2. Biblischer Name. 3. Raubtier. 4. Liederkomponist. 5. Werk von Grillparzer. 6. Wagenbestandteil. 7. Kleiner Zeitabschnitt. 8. Kanton in der Schweiz. 9. Körperteil. 10. Antilopenart. 11. Raubtier. 12. Türkischer Titel. 13. Nebenfluß der Donau. 14. Fluß in Afrika. 15. Säugetier. 16. Englische Provinz in Südafrika. 17. Nachtvogel. 18. Weltteil. 19. Deutscher Dichter. 20. Baumschmuck.

Senkrecht: 21. Zeitabschnitt. 22. Stadt in Reuß. 23. Truppenvereinigung. 24. Stadt an der Donau. 7. Insel an der Westküste von Kleinasien. 25. Monatsname. 5. Stadt in Sachsen. 26. Männlicher Vorname. 27. Berühmter Badeort in Preußen. 28. Stadt in Italien. 29. Männlicher Vorname. 30. Nebenfluß der Wolga. 31. Fluß in Thüringen. 32. Schmetterling. 33. Weiblicher Vorname. 34. Himmlisches Wesen. 35. Germanische Landeinteilung. 36. König der Westgoten. 37. Ein Hauptfluß Deutschlands. 38. Zahl.

Auflösung folgt am Schluß des nächsten Bandes.

Mannigfaltiges

Treue

Zwei Freunde hatten sich nach einem längeren Spaziergang in einer der Grotten der Stadtanlagen niedergelassen, um noch ein Weilchen den herrlichen Abend zu genießen.

Auf einer in der Nähe stehenden Bank saßen zwei junge Frauen, die sich lebhaft unterhielten. Die eine von ihnen sagte: „Sie können sich meinen Schreck denken, — ich war noch im Morgenkleid und hatte eben, da unser Mädchen gegangen war, den Vorplatz aufgewischt, als die Frau Generaldirektor zu Besuch kam: in den Boden wäre ich fast versunken! Im ganzen Leben habe ich mich nicht so geschämt!" Während die junge Frau die letzten Worte sprach, hatte sie sich zum Gehen erhoben.

Die beiden Freunde sahen sich an. Der eine lächelte, der andere schüttelte den Kopf und spöttelte: „Ja, in solcher Lage und noch dazu vor einer Frau Generaldirektor wäre ich wohl auch vor Scham in die Erde versunken, obgleich ich — traurig, aber wahr — schon als Zweijähriger — bedenklich genug — statt mich zu schämen, vergnügt lachte, als ich im Hemdchen in Gegenwart junger Damen für meine Großmama photographiert wurde."

Der Freund des Spötters, ein Maler, betrachtete gedankenverloren die Arabesken, die er mit der Spazierstockspitze in den Sand gezeichnet hatte.

Nach einer Weile, fast wie mit sich selbst redend, begann er: „Ja, das Schamgefühl — vielleicht ist das, worüber man sich schämt, ein noch untrüglicheres Charaktermerkmal als das, worüber wir traurig sind oder lachen." Er schwieg lange. Dann redete er weiter: „Ich empfand sie auch einmal, die wirkliche, brennende Scham, und zwar nicht vor einem Menschen — nein, vor einem Tier."

Das lustige Gesicht des Freundes ward unwillkürlich ernster. Er fragte: „Vor einem Tier?"

„Ja! Es war, bevor ich hierherkam, damals nach meiner Verwundung im Krieg. Eines Tages, nach einer Radtour, traf ich auf dem Rückweg draußen zwischen Dorf und Stadt einen

Hund, heruntergekommen zum Erbarmen. Es war ein mittelgroßes Tier unbestimmter Rasse, abgemagert, so daß man alle Rippen sah. Vor der knöchernen Brust taumelte ein weißes Pappschild. Das lenkte meine Aufmerksamkeit auf das elende Geschöpf. Ich lockte den Hund heran; scheu und ängstlich kam er auf mich zu. Auf dem Schild stand: ‚Ich bin herrenlos. Wer gibt mir ein wenig Futter?' Mit dieser Bitte hatte wohl ein mitleidiger Mensch das Erbarmen auf das herrenlose Geschöpf lenken wollen.

Ergriffen stand ich vor diesem stummen Elend. Zu essen hatte ich nichts bei mir, keinen Bissen, um den Hunger des Tieres stillen zu können. So nahm ich den armen Kerl mit, ging zu Fuß mit ihm heim und fütterte ihn, so gut ich vermochte.

Von dem Augenblicke an betrachtete das Tier mich als seinen Herrn, obgleich ich keinen Hund brauchen konnte.

Ich hätte ihn der Polizei übergeben können, aber dann wäre er wohl getötet worden. Vielleicht wäre es das beste für das Tier gewesen, denn gekauft hätte ihn in dieser Verfassung gewiß kein Mensch, obgleich er noch nicht alt war.

Aber wenn er mich so vertrauend ansah, so traurig, dankbar und ergeben, dann konnte ich das nicht tun, so lächerlich es vielleicht klingen mag. Sollte ich ihn wieder hinausjagen, im Winter, ihn aufs neue dem qualvoll langsamen Hungertode preisgeben? — Was sage ich — hinausjagen, das hätte nichts genützt, fortprügeln hätte ich ihn müssen, ehe er mich wieder verlassen hätte.

So teilte ich denn mein Brot mit ihm und überließ das Weitere der Zukunft."

Der Maler schwieg eine Weile. Dann sprach er weiter: „Eines Tages ging ich mit einer jungen Dame durch die Straßen. Als ich mich verabschiedete und sie mir die Hand reichte, knurrte Strolch die Dame böse an. Warum er das tat? Wer könnte sagen, was in so einer Hundeseele vorgeht.

‚Ihr Renommierhund scheint ja ein recht liebenswürdiges Geschöpf zu sein?' spottete sie und lachte dabei. Aber aus diesem Scherz klang doch etwas mit, das mir nicht gefiel. Wäre ich zwan-

zig Jahre älter und es nicht gerade diese Dame gewesen, hätte ich vielleicht gesagt: ‚Gnädiges Fräulein, nicht alle Wesen können gleich schön sein und gleich liebenswürdig.‘ Ich war aber noch jung und — na ja — ich ward dem Hund plötzlich gram. Er sollte fort. Unwiderruflich.

Noch am Nachmittag brachte ich ihn zu einem mir bekannten Bauern, bot ihm den Hund an, gab noch etwas zu, mehr als sich mit meinen Mitteln vertrug, damit der Mann ihn behielt als Hofhund, damit er es einigermaßen erträglich haben sollte, wenigstens so gut oder schlecht, wie so ein armes Geschöpf, an dem keinem Menschen gelegen war, es haben kann.

Fast dreißig Kilometer hatte ich ihn fortgebracht. Aber er kam wieder. Mit abgekauten und abgerissenen Strickenden um den Hals.

Ich brachte ihn wieder hin, ein halbes dutzendmal, immer kam er wieder. Ich schimpfte, drohte ihm, wenn er wiederkam. Ich schlug ihn. Er duckte sich ergeben zu meinen Füßen, ließ sich schelten und schlagen und sah mich nur mit Augen an, in denen etwas stand, wofür es keine Worte gibt, etwas, was wir Menschen nicht verstehen. Oder erst fassen, wenn wir's verloren haben.

Stundenlang lag er geduldig in Sturm, Schlackerschnee und strömendem Regen vor der Gartenpforte, den Kopf auf den Pfoten, die Augen unverwandt auf die Tür gerichtet. Ging ich aus, wedelte er, zog sich bescheiden zurück und folgte mir von ferne. Ich sah, wie er wieder herunterkam. Er fror und hungerte, aber ich ließ ihn nicht mehr ins Haus und gab ihm keine Nahrung. Und er schien auch so zufrieden, wenn er nur in meiner Nähe, vor meinem Haus liegen durfte. Vielleicht war ich das erste und einzige Wesen, das ihn einmal freundlich behandelt hatte.

Endlich blieb er fort. Der Hunger war wohl unerträglich geworden. Vielleicht war er in das Dorf, wo ich ihn halb verhungert gefunden, zurückgelaufen oder trieb sich irgendwo umher. Mag sein, dachte ich, daß man ihn eingefangen und getötet hat.

Ich atmete auf wie befreit. Das arme Geschöpf zu sehen, war mir zur Qual geworden.

Ich wohnte damals vor dem Tor bei einem alten Ehepaar in

einem abseits gelegenen kleinen Einfamilienhaus. Eines Nachts, die alten Leute feierten auswärts ein Familienfest, und ich war allein im Hause, da wachte ich auf, von einem Geräusch beunruhigt. Ich meinte ein dumpfes Knurren gehört zu haben und einen Schrei. Vielleicht aber hatte ich das nur geträumt. Es trieb mich aber doch aus dem Bett, ich zog mich notdürftig an, entsicherte vorsichtshalber den Revolver auf dem Nachttisch und ging ins Nebenzimmer. Es war totenstill. Ich trat ans Fenster, da bemerkte ich im Mondlicht, daß eine Glasscheibe eingedrückt war, und sah, wie eine menschliche Gestalt über den Gartenzaun verschwand.

Ich schloß die Haustür auf, ging um das Gebäude herum, da stieß mein Fuß an etwas Dunkles, Weiches, das im Schnee lag. Ich bückte mich — Strolch war es, den die Sehnsucht wieder zurückgeführt hatte, der irgendwie hereingekommen war. Er lag in einer Blutlache.

Ich schaltete das Licht ein und kniete vor ihm nieder. Das Messer des Einbrechers, den er offenbar angegriffen und verscheucht, hatte nur zu gut getroffen.

Ich streichelte ihm den Kopf, da wedelte er noch einmal matt. ‚Treu!' sagte ich erschüttert. ‚Treu' nannte ich ihn statt Strolch.

Da leckte er mir die Hand, — sah mich noch einmal an, — und diesen Blick vergesse ich mein Lebtag nicht. Dann war es aus mit ihm.

Ich weinte in dieser Nacht um diesen treuesten aller Freunde, den ich je besessen — und schämte mich ..."

Der Maler schwieg.

Lange blieb es still.

„Und die Dame," fragte leise der Freund, haben Sie ihr das Schicksal dieses Hundes erzählt?"

„Welche Dame? Ach so. Nein, wozu? Sie war nicht erst seit jener Nacht aus meiner Erinnerung getilgt." Anna Gade.

Kraftmenschen

Der Marschall von Sachsen, der eines Tages, als er sein Pferd beschlagen ließ, eine Reihe von Hufeisen mit den Händen zurecht-

bog, wie sein Vater August der Starke, fand in dem Schmied, der die ihm zur Bezahlung gegebenen Geldstücke zerbrach, seinen Meister. Auch der Herzog Christoph von Bayern ist ein Kraftmensch und ein gewandter Springer gewesen. Aber auch in der neueren Zeit gab und gibt es Athleten, die keineswegs hinter denen vergangener Jahrhunderte zurückstehen. Die Leistungen des Athleten Conchas dürften manchem noch erinnerlich sein. Ein als Soldat verkleideter Statist setzte sich bei diesen Vorführungen auf einen Stuhl und nahm einen Tisch mit Kochgeschirr aufs Knie. Conchas hob den Stuhl samt Mann und Tisch vom Boden und jonglierte den Stuhl auf den Knien, während der Soldat scheinbar hungrig zu essen begann.

Ein anderer Trick dieses Athleten bestand darin, zwei schwere Kanonenkugeln, die er durch rotierende Bewegungen am Ende von Stäben im Gleichgewicht hielt, auf Stirn und Kinn zu jonglieren. Es war ein aufregender Nervenkitzel, wenn Conchas, die beiden Eisenkugeln über seinem Kopf, sich dem Publikum zuwandte. Eine falsche Bewegung, ein Augenblick der Unachtsamkeit, und die Kugeln hätten ihm beim Herunterfallen den Kopf zerschmettern müssen.

Auch der Russe Johannes Treu, die „Lebende Deichsel", erregte durch die Kraft seiner Hals- und Kinnbackenmuskeln lange Zeit Erstaunen. Mit seinen Zähnen faßte er die Sielen eines Pferdes, legte sich dann in einen Wagen, den noch drei andere Personen bestiegen hatten, und ließ sich und den Wagen von dem Pferd weiterziehen.

Johannes Grün, ein Luxemburger, war in seinen Leistungen sicher dem sächsischen Marschall ebenbürtig. Grün zerbrach nicht nur Hufeisen zwischen den Fingern, er hob eine Plattform, auf der sich zwölf Personen befanden, mit dem Nacken in die Höhe. Gewichte von dreihundert Kilo brachte er leicht vom Boden bis zur Schulterhöhe.

Erstaunlich ist die Mannigfaltigkeit der Tricks der neuzeitlichen Athleten, die allerdings immer wieder Neues ersinnen müssen, wenn sie guten Verdienst haben wollen. So trug Dumont auf seiner Brust und den Knien ein Podium, worauf eine Dame Kla-

vier spielte und vier Musiker saßen, die sie begleiteten. Dieses außerordentliche Kunststück war gefährlich, weil von den Personen notwendigerweise Bewegungen gemacht werden mußten, die den ganzen Aufbau leicht aus dem Gleichgewicht bringen konnten. Eines Abends stürzte denn auch das Podium zusammen, und der Artist brach einen Arm.

Glücklicher war ein anderer Kraftmensch, der allabendlich einen Wagen mit sechs Fahrgästen und Kutscher auf den Schultern trug.

Wohl nie hat indes der große Umfang von Gewichtstücken, mit denen Athleten arbeiten, größeren Eindruck auf das Publikum hervorgerufen als bei den Tricks Ninos'. In zwei großen hohlen Halbkugeln, die neunzig Kilo wogen und durch eine Stahlstange verbunden waren, fanden sechs Männer Platz. Das Gesamtgewicht der beiden so belasteten Halbkugeln betrug etwa fünfhundert Kilo. Der Artist hob diese Last bis zur Brusthöhe. Ninos, der seine Leistungen wohlberechnet zu steigern verstand, führte noch folgendes Kunststück vor. In der Manege wurde eine Luftschaukel mit sechs Gondeln aufgestellt, in die sechs Männer einstiegen. Ninos schob sich unter das Schaukelgestell und stützte sich, die ungewöhnliche Last aufnehmend, auf Arme und Beine, und bildete so eine Art lebender Brücke. Dann wurde die Unterlage der Schaukel entfernt und während die Gondeln mit den darin sitzenden Männern zu kreisen begannen, ruhte das ganze Gewicht der Schaukel, etwa achthundert Kilo, auf der Brust Ninos. Riesige Muskelkraft und Übung war zu folgendem Kunststück nötig. Ninos hob mit seinem Rücken eine Kanone, die mehr als eintausendeinhundert Kilo wog.

Als Spezialist für Handkraft erwies sich der englische Athlet Vansart. Zwischen Daumen und Zeigefinger faßte er zehn Billardqueues, die er, an den dünnen Enden umspannt, in die Höhe hob. Ein Gewicht von sechzig Kilo faßte er ganz nahe an der Kante und hob es empor. Er zerriß einen Tennisball, ein Paket von hundertsechzig Spielkarten, zerbrach Hufeisen und verbog eine dicke, etwa fünfundzwanzig Zentimeter lange Eisenstange. Es ist berechnet worden, daß die Kraftentwicklung bei dieser letzten Übung einem Gewichtsdruck von neunhundert Kilo gleichkommt.

Auch das schwächere Geschlecht konkurrierte auf dem Gebiet der Athletik erfolgreich mit Männern. Miß Athleta ließ sich in Kunststücken sehen, die denen der stärksten Männer kaum nachstehen. Sie jonglierte mit Zwanzig-Kilo-Gewichten wie gewöhnliche Menschen mit Nüssen, trug auf Brust und Knien ein Eisengestell im Gesamtgewicht von achthundert Kilo und marschierte mit einer schweren Eisenstange und vier Männern auf dem Rücken und den Armen aus der Manege. Miß Athleta, die Tochter eines Artisten, ist in Bayern geboren. Beim Auftreten wird sie von ihren drei Töchtern begleitet, die alle bedeutend ausgebildete Muskeln haben.

Eine andere berühmte Athletin, Miß Valkana, mit ihrem bürgerlichen Namen Käthe Roberts, ist die Tochter eines irischen Pastors. Schon in ihrer Jugend besaß sie außergewöhnliche Kraft. Im Mädchenpensionat, das sie besuchte, trug sie einmal allein ein schweres Harmonium von einer Stube in die andere. Einige Jahre später warf sie sich in Bristol einem durchgehenden Pferd entgegen und riß es am Zaum zu Boden. Ein andermal führte sie einen Dieb, der ihr die Taschen leeren wollte, eigenhändig zur Polizei.

Die Athletin Skats hing sich mit den Beinen an ein Trapez, hob mit ihren langen Haaren einen Radfahrer vom Boden, und hielt ihn freischwebend in der Luft.

Trotz der besonderen Vorbedingungen, welche Athleten von Natur aus besitzen, und der fortgesetzten Übung und dem Training, erhalten diese Artisten eigentlich nicht die hohe Bezahlung, wie man glauben möchte. Die meisten erhalten für einen Abend nicht mehr als fünfzig Mark. Je nach dem Interesse, das irgend eine ihrer Vorführungen erreicht, erhalten sie zuweilen bis zu zweihundert Mark. Die Athletinnen werden besser bezahlt.

Verfolgt man den Werdegang der berufsmäßigen Athleten, so ergibt sich, daß die meisten schon frühzeitig, bevor sie sich ausbildeten, bedeutende Körperkräfte besaßen. Sander, der zuerst als Dockarbeiter in Hamburg arbeitete, fiel das Weiterschaffen schwerer Warenballen, mit denen sich seine Kameraden unter großer Anstrengung mühten, schon damals leicht. Grün war

Gehilfe in einer amerikanischen Brauerei und handhabte dort Fässer wie leichte Spielbälle. Aber das ist nicht bei allen so gewesen. Vansart war mit einundzwanzig Jahren hochgradig blutarm und fiel bei geringer Anstrengung in Ohnmacht. In wohlberechneter Folge trainierte er sich dann, so daß er nach drei Jahren ein zwei Zentner schweres Gewicht heben konnte. Alle Athleten müssen streng regelmäßig und hygienisch leben, wollen sie ihre Kräfte erhalten. Nach dem fünfundvierzigsten Lebensjahr treten die Athleten gewöhnlich auf die Bühne. E. Weise.

Verschollen

Ein paar Wochen erst war Jürgen heute unterwegs auf seiner ersten Reise als Deckjunge, und es kam ihm vor, als fahre er in die Welt hinein, so weit, daß man nie wiederkehren konnte. Jahre schienen vergangen, seit er zum letztenmal bei seiner Mutter am Tisch gesessen war. Was hatte er seitdem alles ausstehen müssen!

Er wischte sich die bitter strömenden Tränen aus den Augen, die auf die Reling tropften, an der er stand. Die Steuerleute mochten ihn nicht, weil sein Vater, der Lotse Kröger, ein Freund des Kapitäns war, und die Matrosen hielten es auch so. Der erste Segelmacher tat so, als wäre der Junge allein für ihn da, quälte ihn, wo er konnte, ließ ihn von frühmorgens bis abends scheuern und schrubben, Kombüsen reinigen und Segel waschen. Das Leben auf dem Schiff hatte sich Jürgen ganz anders vorgestellt. Wenn nur der Segelmacher, der brutale Kerl, nicht da wäre! Jürgen wischte sich die letzte Träne ab und dachte nach. Zwei Leichtmatrosen hatte er schimpfen hören, denen die Arbeit auch zuviel war, und abenteuerliche Pläne gingen durch seinen Kopf. Er dachte an ein spanisches Schiff, auf dem die Mannschaft den übeln Kapitän auf einer fernen Insel ausgesetzt haben sollte. Das waren doch noch Kerls gewesen!

Aber dann dachte er auch wieder mitleidig an den Kapitän Maas, der so aussah, als ob er niemandem was zuleide tun wollte, und an andere Leute auf Deck, die ihm doch zuweilen freundlich zulachten. Ja, wenn nur der Segelmacher nicht dagewesen wäre.

Fern im Westen kam ein Vollschiff heran. Seine Rahen standen

wie dunkle Arme gegen die abendliche Glut. Jürgen vergaß seinen Zorn. Da überrieselte es ihn kalt. War das nicht Meuterei gewesen, was er eben gedacht? — Jürgen biß die Zähne zusammen und murrte leise vor sich hin. Ihm fiel ein, was sein Vater ihm in den letzten Stunden erzählte, von dem längst verschollenen Bruder, der durch Jähzorn umgekommen war. Er hatte gemeutert und seinen Steuermann blutig geschlagen. Reue beschlich den Jungen. Er dachte daran, wie weich der alte Vater beim Abschied gewesen in Erinnerung an den Bruder, der die Familie in Unehren gebracht und von dem man nie mehr gehört hatte.

Wieder standen Jürgen Tränen in den Augen. Er dachte an den Bruder und wie traurig der sein müßte, nie mehr heimkehren zu dürfen. Sehnsüchtig schaute er dem vorübergleitenden Schiff nach, das heimwärts fuhr, sah, wie der Schiffsleib langsam im Dunkel verschwand. Die Rahen glänzten mattgrün, die Segel wurden fahl, bis auch sie ein blaues Leuchten überzog, das sich hell gegen die rauchige Kimmung abhob. Der Rumpf schien zu sinken, und plötzlich schien es dem Jungen, als glitte ein Geisterschiff fern über die Dünung.

Als er sich abwandte, stand der Segelmacher mit verschränkten Armen an der Kombüse und schaute mit starren Augen dem fernen Segler nach. Dem Jungen wurde unheimlich. Er wollte leise davonschleichen, da griff der Rotbärtige nach ihm, hielt ihn fest und fragte: „Was war das für'n Schiff, Jung?" „Ich weiß nicht." „Weißt du, wer ich bin?"

Jürgen fühlte, daß die Faust des grimmen Kerls locker ward.

„Der Fliegende Holländer!" schrie er, riß sich los und lief fort. Lachen gellte hinter ihm her, das hart über Deck klang.

Niemand sah die Veränderung im Wesen des Segelmachers, als er allein war. Seine Brust hob und senkte sich; das Gesicht nahm einen schmerzhaften Ausdruck an. So jung wie der Junge war auch er gewesen, mit heißem Blut, das ihn ins Verderben brachte, als er sich gegen den Befehl des Kapitäns aufbäumte. Die Schmach, die dann über ihn kam, unter Deck in Ketten, dann die Begegnung mit dem Vater, der beim Einlaufen des Schiffes ahnungslos gekommen war, ihn zu begrüßen.

Im Gesicht des Rotbärtigen zuckte es wie vor verhaltenem Schluchzen. Da aber straffte sich sein Körper. In den Augen glomm es fast rachsüchtig. Verstoßen hatte man ihn, als er das Gefängnis verließ. Wie er sie haßte, die Freunde und Bekannten, die ihm aus dem Weg gingen, vor allem die Angehörigen, die ihm die Tür verschlossen, ihren Namen hatte er dann abgetan. Warum mußte ihm der Junge in den Weg laufen und Erinnerungen heraufbeschwören an Kinderzeit, Eltern und Schmach. Einen Fluch murmelnd ging er zum Achterdeck.

Das Schiff lag träge vor dem Passat. Die Mannschaft lungerte umher, lag mit offenem Hemd auf Deck und sonnte sich. Nur der Segelmacher wühlte rastlos im Segelzeug, packte und nähte. Gähnend sahen ihm die Leute zu. Da rief der Alte den Jungen barsch heran, warf ihm Tau und Nadel zu und ließ ihn eine Naht knüpfen. Dann griff er nach seiner Harmonika, fing schwermütig zu spielen an und betrachtete dabei den Jungen. Jürgen fühlte, wie der Mann ihn anstarrte, unheimlich, wie am vergangenen Abend. Plötzlich hörte er zu spielen auf, schrie Jürgen an und griff nach ihm. „Faules Pack, einer wie der andere, und der Bengel wird der Schlimmste! Meinst wohl, ich seh' dich nicht, du!" Seine Stirnadern waren geschwollen wie rote Striemen. Der Junge wich ängstlich zurück.

Ein paar Matrosen lachten und spotteten leise. Als der Rotbärtige ruhiger schien, krochen sie zu Jürgen heran und sagten, er solle sich nichts gefallen lassen. Dann fragten sie ihn nach der Heimat, den Eltern, und Jürgen erzählte Kleinigkeiten, die ihn lustig oder wichtig dünkten. Da fiel ein Tauknäuel neben ihm nieder. Geduckt sah er den Segelmacher an, der vorgebeugt in der Ecke saß und horchte. Als er den Jürgen auffahren sah, schrie er ihn an: „Scher' dich weg!" Und dann, als käme er zu sich: „Geh in die Kombüse und frag' den Koch, ob er was für dich zu tun hat!"

Jürgen stand auf und ging. Beim Koch gab es nichts für ihn zu tun, aber ein Matrose drückte ihm Putzmittel und Tücher in die Hand, er solle für ihn das Messing der Reling blankmachen.

Jürgen ging an die Arbeit. „Fliegender Holländer" hatte er gestern zum Segelmacher gesagt. Er lachte heimlich in sich hinein.

Dann dachte er wieder halb ängstlich, halb vergnügt an den Ärger, den er an dem Rotbart vorhin zweimal bemerkt hatte, nur weil er, Jürgen Kröger, vor ihm stand. Was wollte der Mensch von ihm? — Er nahm sich vor, mit den Leichtmatrosen zu halten und mit ihnen zu verabreden, wie man dem Griesgram irgend einen Schabernack spielen könne. Da hörte er Schritte. Jürgen rieb heftig die Messingstangen.

Dann kletterte er über die Reling und beugte sich draußen über die Öse, die das Fallreep trug. Leise hörte er unter sich das Wasser rauschen und gurgeln, hörte, wie es tief unter dem runden Schiffsleib an den Planken entlangrollte und weißen Schaum und Blasen mit den Wellen warf. Ein wohliges Gefühl überströmte ihn, Boden unter den Füßen zu haben. Er wollte die Stange fester fassen und nachgreifen, da glitt seine Hand aus, er stürzte mit einem Schrei in die Tiefe.

Einen Augenblick blieb es still, als wüßte niemand davon. Da tauchte der Kopf des Segelmachers auf. Ein gellender Schrei ging übers Schiff, der Rotbärtige riß einen Korkgürtel vom Haken und sprang in die Fluten.

Lange Zeit verging, bis das Schiff beigedreht war. Zwei Stunden verrannen, bis sie Jürgen und den Segelmacher fanden. Der hatte dem Jungen den Gürtel umgestreift und trieb todmatt neben ihm.

Als die beiden an Bord gebracht waren, fiel Jürgen in Ohnmacht. Der Segelmacher schritt taumelnd hinter den anderen.

Da kam der Kapitän auf ihn zu, faßte seine beiden Hände und preßte sie hart. „Das will ich dir nicht vergessen, Kerl, das woll'n wir dir anschreiben, daß du immer daran denkst, du ..." Er wußte vor Aufregung, Bewunderung und Freude nicht, wie er sich ausdrücken sollte.

Der Segelmacher wehrte ab und sagte ängstlich, als dürfe es niemand hören: „Kaptein, dat weer mien Broder!" A. K.

Körpergröße und Geisteskräfte

Besorgt beobachten viele Eltern das Wachstum ihres Kindes. Ist es ein großes, strammes Kind, müssen ja wohl auch seine

geistigen Fähigkeiten dementsprechend sein. Andere Eltern, deren Kind im Wachstum zurückbleibt, befürchten das Schlimmste und fragen Arzt und Lehrer um Rat. Man kann wohl sagen, daß die meisten Eltern mit ihrem Kind nicht recht zufrieden sind. Klagen die einen, daß es besorgniserregend im Wachstum zurückbleibt, sind die andern betrübt, wenn es zu schnell in die Höhe schießt. So gibt es überall etwas auszusetzen. Entweder sind die Kinder zu klein, zu groß, zu dick, zu dünn. So gibt es allerlei Sorgen.

Aber eine Hoffnung haben alle: Vielleicht kann doch noch was aus ihm werden. Ist es körperlich schwach, vielleicht entwickeln sich dafür die geistigen Fähigkeiten gut. Vielleicht. Man kann's nicht wissen. Für die wahre Intelligenz eines Kindes gibt es keinen Maßstab. Manche Kinder, die in der Schule gar nicht vorwärts kommen, entwickeln sich im Jünglingsalter bedeutend. Andre wieder, die in allen Klassen den ersten Platz behaupteten, stehen in diesem Alter oft hinter der Mittelmäßigkeit zurück und kommen auch nicht mehr darüber hinaus. In der Schule wird das Kind in allen Fächern unterrichtet, hier erhält es zum erstenmal im Leben die Anleitung zur Allgemeinbildung. Dabei ergibt es sich ganz von selber, daß das eine Kind dem Sprachunterricht größeres Interesse entgegenbringt als dem Rechnen. Bei anderen Kindern ist es womöglich umgekehrt. Das kann selbstverständlich auch bei Kindern aus einer Familie der Fall sein. Ist ein Kind nicht geradezu geistig beschränkt, wird es schon in irgend einem Fach Fortschritte erzielen, in diesem wird es später, bei richtiger Anleitung, auch beachtenswerte Leistungen erreichen können.

Häufig hört man die Ansicht, daß schwache und körperlich zurückgebliebene Kinder dafür um so klüger seien. Ein Trost für die Eltern, deren Kind im Wachstum keine Fortschritte macht. Das trifft jedoch, wie wiederholte Nachprüfungen ergaben, nur in beschränktem Maße zu.

Der beste Gradmesser für Gesundheit und geistige Entwicklung ist kräftiges Wachstum. Bleibt ein Kind auffallend im Wachstum zurück, so kann man fast immer annehmen, daß im Körper irgendeine Krankheit schlummert, wogegen freilich auch allzu schnelles

Wachstum kein gutes Zeichen für Gesundheit und geistige Entwicklung ist. In beiden Fällen lassen sich die jeweiligen Wachstumserscheinungen in einen gewissen Zusammenhang mit den geistigen Fähigkeiten bringen. Nachforschungen an schulpflichtigen Kindern ergaben, daß die Kinder normaler Größe — dem Alter entsprechend — den größten Prozentsatz unter den intelligenten Kindern stellen, wogegen die großen mit zwanzig Prozent und die körperlich Zurückgebliebenen nur ganz schwach vertreten sind.

Man soll eben nichts verallgemeinern. Es gibt auffallend zurückgebliebene Kinder, denen man die Intelligenz nicht absprechen kann. Deutschlands größter Philosoph, Immanuel Kant, war als Kind schwach, so daß man dauernd um seine Gesundheit bangte, er blieb auch als Mann von auffallender Schwäche und leistete doch, was nur ein Mann mit diesen geistigen Fähigkeiten leisten konnte. Es gibt viele ähnliche Beispiele, darum kann man nie sagen, was aus einem Kind wird. Deshalb soll man sich nie übertriebenen Sorgen um ein Kind hingeben. Aber ebensowenig darf man leichtfertig darüber hinweggehen, wenn man während der Entwicklungsjahre auffällige Erscheinungen wahrnimmt. E. W. Neumann.

Allerlei Zigeunerstreiche

„Jedes Ding hat zwei Seiten," heißt es sprichwörtlich. So kann man über die Zigeuner überaus schlimme Urteile hören, aber auch Günstiges wird über diese merkwürdigen braunen Kerle berichtet. Ein Forscher, der in seiner Jugend mit Zigeunern viel verkehrte, Dr. Friedrich S. Krauß, nennt sie „liebe und kluge Menschenkinder, denen man bald und leicht wohlgeneigt wird". Er schrieb über die unter Serben und Kroaten lebenden Zigeuner: „Sie sind weitaus besser als ihr Leumund." Ja, er sagt ausdrücklich, daß er das Leben der Zigeuner beschrieben habe „sozusagen als eine Art von Ehrenrettung" dieser Menschen, „um die sich sehr wenig Leute in der Welt ernstlich bekümmern".

Hier ist nicht der Ort, über diese Auffassung zu richten. Hören wir lieber ein paar Geschichten, die Krauß geschrieben hat.

Ein Bäuerlein hatte auf zwei eigenen und acht fremden Eseln

aus der Nachbarschaft Holz ausgeführt, und weil er auf der Heimkehr müde war, schwang er sich auf einen Esel hinauf und trieb die übrigen neun vor sich her.

In der Nähe seines Dorfes überzählte er mehrmals die Esel, und bekam jedesmal zu seinem Schrecken bloß ihrer neun heraus, weil er sein Reittier nicht mitzählte.

In seiner Verzweiflung fragte er einen Zigeuner, der ihm begegnete: „Sei mir von Gott aus ein Bruder! Trafst du nicht irgendwo einen Esel an?"

„Wieviel hast du ihrer denn gehabt?" fragte ihn der Zigeuner.

„Es waren ihrer zehn, mit denen ich das Dorf verließ, und jetzt sehe ich bloß ihrer neun vor mir!"

Darauf erwiderte der Zigeuner: „Merkwürdig! Ich sehe elf vor mir."

„Wo denn, so du von Gott zu sagen weißt?"

„Neun vor dir, einen unter dir, und der elfte bist du selber."

*

Zwei Zigeuner, denen die gewöhnliche Lohnarbeit zu gemein erschien, berieten miteinander, wie sie sich mit Hilfe des Fleißes und der Einfalt der übrigen Menschen ein recht angenehmes Leben zimmern könnten. Nach langer Erwägung faßten sie folgenden Plan und beschlossen ihn auszuführen. Der eine von ihnen sollte stehlen und dem anderen mitteilen, wo er den Diebstahl geborgen. Darauf sollte sich der erste für einen Wahrsager ausgeben und gegen gute Bezahlung den Bestohlenen eröffnen, wo sie ihr Eigentum wieder auffinden könnten. Den Erlös wollten sie zum Schluß untereinander ehrlich teilen.

Noch in selber Nacht stahl der jüngere Zigeuner im Nachbardorf einem reichen Landmann ein paar Pferde, verbarg sie in einer nicht jedermann bekannten Talschlucht und verständigte hiervon den älteren Genossen.

Der ging nun zeitlich morgens zu dem Bestohlenen und tat, als ob er ihm irgend etwas abkaufen wolle. Als er nun von dem nächtlichen Diebstahl erfuhr, sprach er dem Bauer Trost zu: „Das ist ein großer Verlust, doch kann ich glücklicherweise ein wenig

wahrsagen, und es würde sich vielleicht verlohnen, damit einen Versuch zu machen. Etwas müßtest du mir, Nachbar, für meine Mühe auch bezahlen!"

Der Hauswirt sagte: „Falls ich meine Pferde dort finde, wo du angibst, sollst du auf der Stelle zwanzig Gulden bekommen."

Zufrieden mit dieser in Aussicht gestellten Belohnung lud der Zigeuner den Bauern zu sich ein.

Daheim angelangt, begann er unverständliche Reden geheimnisvoll zu murmeln, und endlich eröffnete er dem Landmann: „Jetzt weiß ich, wo die Pferde sind. Gehe rasch an den und den Ort und du wirst sie untrüglich finden."

Der Bauer rannte dahin und traf am angegebenen Ort seine Pferde. Fröhlich kehrte er zum Zigeuner zurück, zahlte ihm freudig die versprochenen zwanzig Gulden aus, dankte ihm herzlichst und ging in heiterster Laune heim.

Der Zigeuner aber teilte hocherfreut den Gewinn mit seinem Helfershelfer und hatte bald noch mehr Grund zur Freude, da er in den Ruf eines Wahrsagers kam. Man redete in den Dörfern nur von ihm.

Solang als das Geld vorhielt, feierten die Genossen; wie es aber damit zu Ende ging, nahmen sie ihr Geschäft wieder auf. Wiederum stahl der Jüngere im Dorf vier Ochsen, und der Ältere bewährte sich abermals als trefflicher Wahrsager. Und zwar nicht zu seinem Nachteil. So trieben es die zwei noch lange und erwarben durch ihre Verschmitztheit ein schönes Geld. Der Name Falter aber, so hieß der ältere Zigeuner, erlangte nicht bloß in den umliegenden Dörfern und Städten, sondern auch in den Gespanschaften weit und breit den besten Klang.

Da ereignete es sich einmal, daß die Tochter eines Edelmanns einen kostbaren, ihr sehr teuren Ring spurlos verlor. Sie bekam Kunde von der Wahrsagerkunst des Zigeuners, teilte es ihrem Vater mit, und der beauftragte seine Diener, den Zigeuner unter allen Umständen gleich aufs Schloß zu führen.

Die Diener suchten den Zigeuner auf und sagten ihm, weshalb sie zu ihm gekommen wären. Der Zigeuner, der wohl wußte, daß der Ring ohne Zutun seines Helfers verschwunden war, empfand

nicht die geringste Neigung mitzuziehen und weigerte sich standhaft, der Einladung zu folgen. Die Diener hatten bestimmten Auftrag, unterhandelten deshalb nicht allzulange mit ihm, sondern griffen zu und schleppten ihn mit Gewalt vor ihren Herrn.

Als der Zigeuner erschien, erzählte man ihm den ganzen Vorgang und beschrieb ihm genau den Ring, worauf er in seiner Verlegenheit sagte: „Ich will mein Glück versuchen, doch gleich kann ich's nicht tun, laßt mir nur drei Tage Zeit zum Nachsinnen!"

Er dachte, innerhalb der Zeit würde sich wohl eine günstige Gelegenheit zum Entwischen finden; denn er sah wohl voraus, daß man nun seiner Betrügerei auf die Spur kommen und ihn zur Strafe am Galgen büßen lassen werde. Man gab ihm einen Bogen Papier, Tinte und Feder, womit er, da er nicht schreiben konnte, nichts anzufangen wußte, und sperrte ihn sodann in eine Stube ein.

Am Abend, als ihm der Diener eine Kerze hinstellte, sagte der Zigeuner: „Nun, gottlob, der erste wäre schon da!" Damit meinte er, der erste Abend, weil die Zigeuner den Tag mit dem Vorabend zu zählen anfangen. Der Diener faßte die Worte ganz anders auf. Zu Tod erschrocken rannte er hinaus, suchte seinen Kameraden auf und sagte: „Bruder, wir sind verloren! Der Wahrsager weiß bestimmt, daß wir den Ring gestohlen haben. Er sagte mir's ins Gesicht, als ich zu ihm in die Stube kam."

Am anderen Abend brachte der andere Diener die Kerze in die Stube, und der Zigeuner sagte wieder: „Nun, Gott sei Dank, der zweite wäre auch schon da!"

Der zweite Diener mißverstand diese Worte ganz so wie der erste. Blaß und zitternd ging er hinaus, teilte seinem Genossen die Äußerung des Zigeuners mit und sagte: „Weißt du was, Bruder, da gibt's nur eine Rettung! Laß uns mit dem Wahrsager ein Abkommen treffen, wir wollen ihn ausgiebig bestechen und ihm den Ring geben. Als kluger Mann wird er schon wissen, wie er ihn unauffällig dem Edelfräulein zuschanzen soll!"

Gesagt, getan. Als sie dem Zigeuner den Antrag stellten, sagte er überlegen zu ihnen: „Euer Glück, daß ihr heute von selber gekommen seid, denn morgen, am dritten Tag, hätte ich euch unfehl-

bar angeben müssen. Darum erbat ich mir die dreitägige Frist, weil ich euch nicht ins Unglück stürzen wollte."

Er verlangte ein Schweigegeld von dreihundert Talern, die sie ihm zugleich mit dem entwendeten Ring gaben.

Der Zigeuner nahm den Ring, steckte ihn in ein Stückchen Brot und warf den Bissen samt dem Ring in den Hof einem großen Indian zu, der ihn auf der Stelle verschluckte. Dann meldete er dem Edelfräulein, wo sich der Ring finden müsse. Man schlachtete den Indian und fand in seinem Magen den Ring.

Der Zigeuner empfing eine reiche Belohnung, man bewirtete ihn herzlich, behielt ihn noch zur Nacht im Schloß und entließ ihn am nächsten Tag. Zu seinen Begleitern bestimmte man zufällig die zwei spitzbübischen Diener.

Einem von den zweien kamen nachträglich Bedenken über die Wahrsagekunst des Zigeuners, und er beschloß, sie selber auf die Probe zu stellen. Auf einer Flur stieg er vom Wagen herab, fing, ohne daß es der Zigeuner merkte, einen Schmetterling, hielt ihn in der geschlossenen Faust und fragte den Zigeuner: „Kannst du erraten, was ich in der Faust halte? Gut! Wenn nicht, dann hast du als Wahrsager ausgespielt!"

Dem Zigeuner ward es da schwül zumute. Langsam sagte er so vor sich hin: „Ja, ja, Falter, diesmal mußt du schwitzen! Mit deiner Herrlichkeit ist's zu Ende!"

Der Diener, der nicht wußte, daß der Zigeuner Falter hieß, glaubte, der Zigeuner meine den Falter in der Faust, öffnete sie und rief: „Wahrhaftig, ein Falter ist's! Du weißt wirklich alles!"

So erlöste sich der Zigeuner auch aus diesem Ungemach.

*

Ein schon bejahrter Zigeuner, der seine Jugend mit Diebstahl und Gaunerstreichen verlebt hatte, beschloß auf seine alten Tage, sich von allen Schandtaten loszusagen und ehrlich zu werden. Mit dieser Absicht stellte er sich dem Gutsverwalter vor und verdingte sich bei ihm als Hirte.

Längere Zeit diente er treu und redlich, und öfters erzählte er seinem Herrn verschiedene Halunkenstreiche, die er in seiner Ju-

gend ausgeführt, doch mochte ihm der Verwalter keinen rechten Glauben schenken.

Eines Tages kam aus der nahegelegenen Stadt ein Metzgergehilfe und kaufte dem Verwalter ein Kalb ab. Als der Geselle weg war, sagte der Zigeuner zu seinem Herrn, er mache sich anheischig, dem Burschen das Kalb zu stehlen, und wolle es wieder heimbringen.

Er nahm ein Paar rote Pantoffeln, ging querfeldein in den Wald, durch den der Bursche mit dem Kalb kommen mußte, und warf den einen Pantoffel auf den Wegrain hin, den andern aber etwa dreihundert Schritte weiter davon. Dann zog er sich seitwärts von der Straße zurück und verbarg sich hinter einem Strauch, um dem Vorübergehenden aufzupassen.

Es dauerte nicht lang, da kam der Bursche mit dem Kalb daher. Als er den ersten Pantoffel sah, schaute er ihn wohl an, ließ ihn aber liegen und ging weiter.

Wie er aber den zweiten Pantoffel sah, da dachte er: „Da wäre ein Pantoffel, und zuvor sah ich doch einen anderen, das wäre also ein Paar. Warum sollte ich das kurze Stück nicht zurückgehen und mir den ersten Pantoffel auch holen? Die könnten mir ja die längste Weile gute Dienste leisten."

Da nahm er das Kälbchen von seinen Schultern herab, band es an einen Baum fest und lief zurück, um den anderen Pantoffel zu holen.

Dieweil er hinrannte, kroch der schlaue Zigeuner hinter dem Busch hervor, band das Kalb los, hob es auf die Schultern und entwich auf einem Waldweg heimwärts.

Als ihn der Verwalter mit dem Kalb ankommen sah, war er höchst verblüfft.

Inzwischen kam auch der Metzgerbursche recht betrübt wieder beim Gutsverwalter an und mußte ihm ein anderes Kalb abkaufen.

Als er sich damit entfernt hatte, sagte der Zigeuner zum Verwalter, er werde dem Burschen auch dies Kalb stehlen und wieder heimbringen.

Er begab sich wieder in den Wald an die gleiche Stelle, wo er

das erste Kalb gestohlen, verbarg sich gut und fing an wie ein Kalb zu blöken. Wie nun der Bursche das Geblöke hörte, war er hocherfreut, daß er das verlorene Kalb wiedergefunden, ließ das zweite Kalb von den Schultern herab und eilte, dem Schall nachgehend, in den Wald hinein. Wie ihn der Zigeuner mit seinem Geblöke tief genug in den Wald gelockt hatte, lief er auf einem kürzeren Waldpfad auf die Straße, erwischte auch das andere Kalb und trug es heim.

Der Metzgerbursche irrte noch lange vergeblich auf der Suche nach dem Kalb umher, kehrte dann ermüdet auf die Straße zu dem zweiten Kalb zurück, hatte aber das leere Nachsehen.

Der arme Kerl war darüber außer sich, und es blieb ihm nichts übrig, als nochmals zu dem Gutsverwalter zurückzukehren und ihm sein Leid zu klagen, wie er auch das zweitemal um das Kalb gekommen. Der lachte über das Abenteuer gewaltig und gab ihm beide Kälber zurück. Math. Norm.

Deutscher Luftverkehr in Kolumbien

Für uns Europäer verwischen sich allzuleicht Größenvorstellungen außereuropäischer Staaten und Gebiete. Zudem sind wir durch Sorgen um das eigene Wohlergehen so befangen, daß uns im allgemeinen Dinge, die „hinten weit in der Türkei" oder sogar noch weiter sich ereignen, uns nur interessieren, wenn wir mehr oder weniger unmittelbare Ausstrahlungen auf unser eigenes Geschick von ihnen erhoffen oder — befürchten.

Wie sollte man da an den Luftverkehr in einem Lande denken, von dem bestenfalls bekannt ist, daß es irgendwo zu dem Staatenkonglomerat Südamerikas gehört.

Kolumbien, ein Staat von der ungefähren Größe Deutschlands, wird in seiner gesamten Länge von drei Gebirgsketten, den Ost-, Mittel- und Westkordilleren durchzogen; die Scheitelhöhen dieser Gebirgsmassen steigen bis zu fünftausendfünfhundert Meter an, also weit über Montblanchöhe. In diesen Gebirgsketten ist die Anlage eines Bahn- und Wasserstraßenverkehrsnetzes so gut wie unmöglich. Von der Küste nach der etwa

achthundert Kilometer landeinwärts, fast zweitausend Meter über dem Meeresspiegel liegenden Hauptstadt Bogota konnte man bisher nur in zwölf- bis achtzehntägiger Reise den Magdalenenstrom aufwärts und anschließender eintägiger Eisenbahnfahrt gelangen.

Ein deutscher Geograph, Dr. von Bauer, der nach dem Weltkriege zu Studienzwecken in Kolumbien weilte, erkannte die Bedeutung des Luftverkehrs für das Land. Der Ingenieur Hammer griff die Anregung auf, kam nach eingehender Prüfung, insbesondere der klimatischen Verhältnisse, zu dem Schluß, daß die Grundlage für eine wirtschaftlich und verkehrstechnisch gesicherte Entwicklung gegeben sei, und im Einvernehmen mit der kolumbischen Regierung wurde der Grundstein zu einem Luftverkehr mit Junkers-Ganzmetallflugzeugen gelegt, der heute als einziger auf der ganzen Welt sich ohne jede staatliche Unterstützung aus sich selbst heraus zu erhalten und weiter zu entwickeln imstande ist.

Vom Grundsatz der unbedingten Zuverlässigkeit ausgehend — eine Auffassung, die bei dem allgemeinen Zweifel gegenüber dem Luftverkehr gerechtfertigt war —, beschränkte man sich darauf, die Fluglinie dem Lauf des Magdalenenstroms folgen zu lassen, um jederzeit Landungsmöglichkeit zu haben, und richtete einen regelmäßigen, zweimal wöchentlich nach beiden Richtungen gehenden Luftverkehr mit Wasserflugzeugen zwischen der Hafenstadt Baranquilla und der Hauptstadt Bogota ein.

Die vorher zwei- bis dreiwöchige Wasserfahrt wurde dadurch auf eine Flugdauer von acht Stunden zusammengedrängt. Als Landquerverbindung von Girardot (am Magdalenenstrom) nach Bogota behielt man den Eisenbahnweg bei, da das Befliegen dieser Strecke durch die Wasserflugzeuge nicht hinreichende Gewähr für unbedingte Sicherheit bot.

Dem ersten Schritt folgte der zweite. Es wurde eine eigene Postverwaltung geschaffen, welche die Luftpostbestellung nach deutschem Muster und unter deutscher Leitung großzügig organisierte, eigene Postämter errichtete und über eigene Postboten und Maultierposten verfügt, um den Zubringedienst aus dem

Hinterlande zuverlässig und regelmäßig zu gestalten. Der Postverkehr von Bogota und der Küste wurde damit von drei bis vier Wochen auf zwei Tage, der bisher Monate beanspruchende unregelmäßige Verkehr mit dem Hinterland auf wenige Tage verkürzt.

Vier Wasserflugzeuge dienen dem planmäßig betriebenen Postverkehr. Zwei weitere Maschinen stehen für staatliche und private Sonderaufgaben, wie Landvermessung, oder meteorologischen Beobachtungen zur Verfügung. Welche Ersparnis an Zeit und Kosten auch in diesem Aufgabenkreis das Flugzeug bietet, mag folgendes zeigen: Kürzlich ist im Auftrage der kolumbischen Regierung eine Vermessung der Grenze zwischen Kolumbien und Venezuela, deren Kosten ursprünglich auf zweimalhunderttausend Dollar und deren Dauer auf zweieinhalb Jahre veranschlagt war, mit Hilfe eines Junkersflugzeuges für ein Zehntel des Kostenanschlages innerhalb zwei Monaten durchgeführt worden.

Die bisherigen Erfolge der „Scadta" — der Name der Gesellschaft —, die in ihrem technischen Aufbau von den Junkers-Ganzmetallflugzeugen und ihren Führern und Monteuren angefangen bis zur Oberleitung durchaus deutsch zusammengesetzt ist, haben die kolumbische Regierung veranlaßt, auf eine Erweiterung des Luftverkehrs zu dringen, ein Wunsch, dem durch Vergrößerung des Flugparkes um zwei deutsche Großflugzeuge vom Dornier-Wal-Typ und Einbeziehung der Küstenstrecke Curaçao—Baranquilla—Colon entsprochen wurde.

Klar ist, daß solche Erfolge deutscher Technik und deutscher Unternehmungslust geeignet sind, die Achtung des Auslandes vor Deutschland wiederherzustellen und die Hetze der Feindbundstaaten zunichte zu machen, eine Tatsache, die durch das Ansehen, das Deutschland gerade in Kolumbien genießt und das wir zu einem nicht geringen Teile der planmäßigen, unermüdlichen, pflichtbewußten Arbeit der „Scadta" zuschreiben dürfen, am besten bewiesen wird. W. Debus.

Auch eine Auskunft

Wollte man einmal alte Zeitungen hernehmen und die vor vielen Jahrzehnten darin erschienenen Anzeigen lesen, würde man

manches recht komische, freiwillig oder unabsichtlich humoristische Inserat darin finden. So war es vor etwa achtzig Jahren üblich, daß die „tieftrauernde Witwe" oder der „gramerfüllte Witwer" unter einer Todesanzeige bekanntgaben, daß das Geschäft in „bekannt solider Weise" weitergeführt würde.

In einem Berliner Intelligenzblatt fand sich einst folgende Annonce: „Fünfhundert Mark Belohnung. Von der Linden- bis zur Breiten Straße sind gestern zehntausend Mark in Banknoten verlorengegangen. Wer hierüber Friedrichstraße Nr. 162, II Auskunft erteilt, erhält die obengenannte Belohnung."

Am nächsten Tag lief unter der angegebenen Adresse ein Brief mit einem Blatt folgenden Inhalts ein: „Sie erhalten hiermit die gewünschte Auskunft über die verlorene Summe. Die zehntausend Mark sind bei dem Schreiber dieses Briefes gut, wenigstens nicht so leichtsinnig wie bei dem verwahrt, der sie verlor. Sie dürfen gewiß sein, daß von dem Geld der beste Gebrauch gemacht wird. Wer einen solchen Betrag verlieren kann, muß ihn übrig haben. Die fünfhundert Mark lasse ich Ihnen als Entschädigung, obwohl ich sie gern verdient hätte. Der fröhliche Finder." C. Sp.

Umschrieben

In höchster Eile kam ein Bankier aus der Börse, da trat sein Geschäftsfreund Bommers auf ihn zu und sagte: „Brikelsen, habe eine bombensichere Sache für uns beide." Brikelsen eilte weiter: „Keine Zeit! Bedaure." Bommers faßte den Bankier am Rockärmel: „Klotzig Geld daran zu verdienen." Brikelsen riß sich los, wehrte ab: „Keine Minute übrig. Guten Tag." Er rannte rasch weiter. Bommers rief ihm nach: „Wenn wir das Geschäft nicht machen, sind wir Kamele!" Da rief Brikelsen zurück: „Auf Wiedersehn im Zoologischen Garten." P. Mr.

In der Erregung

Ein hoher Offizier, der ein leidenschaftlicher Jäger war, lag im Anstand auf einen kapitalen Rehbock, der aber lang auf sich warten ließ.

Der Bursche, den der Jäger mitgenommen hatte, sah das Tier zuerst und schrie: „Exzellenz, Exzellenz, da kommt der Bock!“

Mit einem Satz verschwand das gewarnte Tier im Unterholz.

Der enttäuschte und ergrimmte Jäger brüllte den verdutzten Burschen an: „O wenn du nur das Maul gehalten hätt'st mit deiner blödsinnigen Exzellenz!“

L. Ste.

Auflösungen der Rätsel des 12. Bandes:

Sternarithmogriph S. 118: Portugal;



Magisches Füllrätsel S. 140:

E	U	L	E
U	F	E	R
L	E	O	N
E	R	N	A

Kreuzrätsel S. 154:

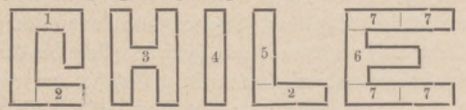
an	gel
sie	na

1—2 Angel,
3—4 Siena,
1—4 Anna,
3—2 Siegel,
4—2 Nagel;

Verwandlungsaufgabe S. 154:

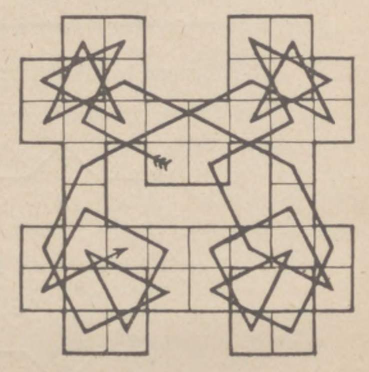
W O L L E		**T I G E R**
H A L L E		T A L E R
H A R F E		I L L E R
H A U F F	Wolle — Seide,	A L L E E
T A U F E		A L T E R
L A U T E	Tiger — Iltis.	A L G E N
W A R T E		A L B I N
S A I T E		A L O I S
S E I D E		**I L T I S**

Geographische Zerlegaufgabe S. 166:



Kettenrätsel S. 166: Mekka, Kamel, Meltau, Taufe, Fetisch Tischler, Lerche, Cherusker, Kerze, Zebra, Brahe, Herodot;

Rösselsprung S. 184:
Hüt' jedes Wort in deinem Munde,
Bis du genugsames bedacht;
Es hat schon manche schwere Stunde
Ein unbedachtes Wort gebracht.
Curt Reinhard Dietz.



Lösungen der Rätsel aus dem Leserkreise

Richtige Lösungen unserer Rätsel in Band 9, Jahrgang 1925, trafen nach Redaktionschluß von Band 12 ein, so daß sie in diesen Band nicht mehr aufgenommen werden konnten, von: A. und E. Seidel, Leipzig (9); Marie Hirner, Lebendorf (8).

Richtige Lösungen unserer Rätsel in Band 10, Jahrgang 1925, trafen nach Redaktionschluß von Band 12 ein, so daß sie in diesen Band nicht mehr aufgenommen werden konnten, von: Richard Köster, Betzingen (6); Ludwig Schütt, Frankfurt a. M. (5); Alfons Werner, Würzburg (7).

Richtige Lösungen unserer Rätsel in Band 11, Jahrgang 1925, trafen nach Redaktionschluß von Band 12 ein, so daß sie in diesen Band nicht mehr aufgenommen werden konnten, von: Robert Böhm und Frau, Nowawes (6); Johannes Bremer, Trier (1); Harry Brennemann, Leipzig (3); Willy Epperlein, Affalter (6); F. Faatz, Affenheim (8); Friedrich Heyl, Crumstadt b. Darmstadt (2); Luise Hoffmann, Breslau (6); Anna Hopfer, Berlin-Friedenau (7); Heinz Jünemann Leipzig-Schleußig (7); E Luther, Kolberg (8); Eugenie Milbrodt, Zgierz (Polen) (1); H Noack, Homburg (8); Raimund Pihan, Tetschen a. d. Elbe (7); Alfons Werner, Würzburg (5); Franz Zinke, Tetschen a. d. Elbe (7).

Die Auflösungen unserer drei Preisrätsel lauten:

1. Briefmarke.

2. Der Wahn ist kurz, die Reu' ist lang.

3. Und der reichlichste Gewinn ist ein guter, froher Sinn.

Da die Zahl der Abonnenten unserer „Bibliothek der Unterhaltung und des Wissens" über alle Erwartungen hinaus bedeutend zugenommen hat und im Hinblick auf unsere Erfahrungen eine sehr starke Beteiligung an der Lösung unserer Preisrätsel zu erwarten war, hatten wir eine dementsprechend große Zahl von Bücherpreisen für die richtige Lösung aller drei Rätsel ausgesetzt. Es entfällt auf den

1. Preis: Eine zehnbändige moderne Romanbibliothek (Meisterromane des Unionverlages) in zwei Kassetten.

2.—10. Preis: Je ein Frobenius, Afrikanisches Heldentum, sechs Bände oder Marlitt, Ausgewählte Romane, fünf Bände.

11.—20. Preis: Je ein Wildermuths ausgewählte Erzählungen, vier Bände in Kassette.

21.—25. Preis: Je ein Brehm, Vom Nordpol zum Äquator.

26.—30. Preis: Je ein Kurz, Schillers Heimatjahre.

31.—40. Preis: Je ein Schulze-Smidt, Billiges Haushalten oder Kürschners Taschen-Konversationslexikon.

41.—50. Preis: Je ein Frost, Zu Hause und in der Gesellschaft.

51.—100. Preis: Romane und Jugendbücher.

Ferner eine große Anzahl Trostpreise (Erzählungen und Novellen, Jugend- und Sportbücher).

Als Preisträger wurden ausgelost:

Der 1. Preis entfiel auf: Frau Gutsbesitzer Müller, Wachholz bei Beverstedt, Kreis Geestemünde.

Den 2.—10. Preis erhielten: Frau Friedr. Gust. Engels, Remscheid; Karl Feuchter, Ulm; Johann Handl, Wien; Kreisbaumeister E. Luther, Kolberg; Oskar Martus, Heidelberg-Ziegelhausen; Franz Mayenberger, Stuttgart; Frau Chr. Röttele, Aschaffenburg; Fräulein Helene Strobel, Klingenthal in Sa.; Wilhelm Zeitz, Kraftwerk Obermühle bei Hohenfurth, Südböhmen.

Den 11.—20. Preis erhielten: Frau Anna Bäßler, Plauen; Hermann Falky, Ronneburg i. Th.; Franz Georg jr., Bremen; Polizeiwachtmeister Heider, Braunschweig; Paul Miesel, Oberlichtenau; Fräulein Else Mücke, Ida- und Marienhütte bei Saarau i. Schl.; Franz Müller, Maria Ratschitz (Tschechoslowakei); Frau Valeria Ritter, Saaz; Fräulein Margot Schors, Berlin-Schöneberg; Oberreg.-Sekretär Paul Schumann, Leipzig-Anger.

Den 21.—25. Preis erhielten: Ernst Becker, Fellbach; Paul Koch, Bremen; Oswald Poller, Annaberg; Lehrer Albert Ruckstuhl, Sulgen (Schweiz); August Westermann, Eisenach.

Den 26.—30. Preis erhielten: Hugo Herrmann, Leipzig-Gohlis; Frau Luise Hoffmann, Breslau; Frau Beatrix Jenischta, Gießhübel (Tschechoslowakei); Werkmeister Georg Reich, Antonsthal i. Sa.; Fabrikant Adolf Schütz, Reichenberg in Böhmen; Karl Sieber, Chemnitz.

Den 31.—40. Preis erhielten: Lehrer Friedrich Baumann, Kreuzburg, Oberschl.; Untersekundaner Reinhold Hüsecken, Geisweid; Kassierer Keßler, Insterburg; Frau Emma Klumpp, Vechelde; Siegfried Redlich, Lima (Peru); Alfred Seifert, Magdeburg-Buckau; Frau Catty Stahlschmidt, Neuwied (Rheinland); Lehrer Max Turba, Auschowitz (Tschechoslowakei); Telegr.-Sekretär Max Zeigermann, Halle a. S.

Den 41.—50. Preis erhielten: Frau E. Graul, Graudenz; Herbert Hansch, Leipzig; Reg.-Steuersekretär a. D. E. Hoheisel, Münster; Ferdinand Hollenstein, Lustenau; E. Kretschmer, Leipzig; Paul Ludwig Lind, Altona; August Messing, Kaiserslautern; Willy Potinus, Leipzig-Gohlis; Bruno Schulz, Forst (Lausitz); Heinrich Vießmann, Kronach (Oberfr.).

Den 51.—100. Preis erhielten: Bauführer Rudolf Böhme, Biskupitz (Oberschl.); Otto Bühler, Lörrach-Stetten; Franz Diwischek, Poprad (Tschechoslowakei); Oberlehrer Anton Dolleschall, St. Blasen (Steiermark); R. Donges, Kirn a. Nahe; Richard Dreher, Mannheim; Frau Ida Egeling, Berlin-Steglitz; Peter Elbrecht, Oppeln; Karl Engelhardt, Nürnberg; Lehrer Friedrich Feldmann, Weinheim; Flüchtlingslehrer R. Geisler, Neiße; Fräulein Gertrud Goldstein, Halberstadt; Hugo Heinrich, Pulsnitz; Oberlehrer J. Herkommer, Lorch (Rheinland); Paul Kache, Berlin-Wilmersdorf; Edmund Keßler, Kladno (Tschechoslowakei); Reg.-Inspektor A. Kiock, Berlin; Fritz Klein, Raunheim a. Main; Hermann Klopfer, Reichenbach; Eduard Leupold, Asch (Böhmen); Peter Liebert, Stolberg (Rhld); Richard Matthes, Essen; Frau Förster Metzing, Berlin; Ernst Mogk, Berlin-Friedenau; Fräulein Clara Müller, Saarau; Leonhard Ort, Nürnberg; Lehrer Alfred Ottlitz, Dederstedt; Julius Paulick, Freiberg i. Sa.; O. Pietsch, Reppichau (Anhalt); Dr. Raimund Pihan, Tetschen a. E.; Willibald Richter, Altstadt-Ostritz i. Sa.; Frau E. Sahl, Lodz (Polen); Ernst Schlott, Asch (Böhmen); Lehrer Edmund Schmied, Aussig (Böhmen); Fräulein stud. litt. Else Schmuttermayer, Ried (Ober-Österr.); Werkmeister Robert Schober, Jägerndorf (Tschechoslowakei); Hermann Schultz, Dessau-Alten; Johann Seeberg, Riga; Frau Ida Sommerfeld, Ludwigshafen a. Rh.; Adolf Stöhr, Freudenthal (Tschechoslowakei); Apotheker A. Trautmann, Mannheim-Neckarau; Ernst Vieweger, Globenstein; Max Walter, Berlin; Werkmeister W. Warschau, Solingen; Gustav Weber, Biebrich a. Rh.; Georg Wendel, München; Christian Wickel, Apolda; Revier-

förster Hermann Wolfram, Betzenstein; Alfred Wyrwich, Lodz (Polen); Otto Zeilbeck, Göggingen-Augsburg.

Einen Trostpreis erhielten: Offizial Franz Arleth, Pudlau (Tschechoslowakei); Bildhauer Emil Bankowsky, Berlin-Pankow; Ivan Bauer, Zwickau-Schedewitz; Karl Baumann, Lauscha i. Th.; Otto Bernhardt, Florianopolis (Brasilien); P. Bierther, Köln-Ehrenfeld; W. Buback, Wilsdruff i. Sa.; Georg Demarz, Beuthen; Otto Diem, Herisau (Schweiz); Heinrich Eiffert, Walldorf (Hessen); Ratssekretär Heinrich Endrich, Aschaffenburg; J. Ficht, Chemnitz; K. Frank, Nürnberg; Frau Anna Fritsch, Asch (Böhmen); Moritz Fritz, Steinhaus a. S. (Steiermark); Frau Anna Fuchs, Böhm.-Kamnitz (Tschechoslowakei); Frau Futschich, Sondershausen; Frau Frieda Gaipel, Chemnitz; Alfred Glett, Brünn; Fischer August Göhner, Basel (Schweiz); Frau Lina Gräf, Schönbrunn (Oberfr.); Heinrich Grimme, Hannover; Helene Gritzan, Lautawerk bei Lausitz; Polizeiwachtmeister W. Grübbeling, Braunschweig; Frau Gertrud Grubert, Bomst (Grenzmark); Frau Anna Haberzettl, Wels (Ober-Österr.); Rudolf Hager, Dresden-Briesnitz; Rentner August Hecker, Grevenbroich (Niederrhein); Frau K. Heine, Darmstadt; Polizeikommissar Paul Hesse, Dresden; Fräulein Martha Hordan, Berlin-Pankow; Joseph Huber, Iglau (Tschechoslowakei); Frau Klara Jaeger, Halle a. S.; Fräulein Ilse Kaestner, Krefeld; Guido Kaiser, Spremberg; Bankbeamter Fritz Kämmer, Kaiserslautern; Frau Gertrud Kiel, Unterbreizbach; Karl Kienast, Bornim; Willi Kinder, Brieg; Frau E. Klipp, Ziegenhain; Heinrich Klumker, Bremen; Richard Köster, Betzingen; Ingenieur Wilhelm Krebs, Brandenburg; Katastertechniker Karl Kruhl, Flensburg; Frau Marie Kunz, Marktredwitz; Wilhelm Lamiah, Hubertushütte (Poln.-Oberschlesien); Reichsbanksekretär Franz Leischner, Kaiserslautern; Verwaltungsdirektor a. D. Franz Lindner, Wasserburg a. Inn; Heinrich Lotz, Bergen; Joseph Lucke, Rochlitz; Lehrer Johann Meister, Oberdorf (Schweiz); Eugenie Milbrodt, Zgierz (Polen); Christoph Müller, Nürn-

berg; Robert Müller, Barmen; Frau Helene Münzer, Pößneck i. Th.; Alois Namyslo, Hubertushütte; Erich Nawarotzky, Hermsdorf; Hans Noack, Homburg; Frau Dr. Oden, München-Gladbach; August Pfeiffer, München; Sophie Pfeiffer, Leibnitz (Steiermark); Fräulein Maya Philipp, Neuburg; Raimund Pietzka, Ober-Lazisk (Poln.-Oberschl.); Rudolf Matzer, Brünn; Frau Sophie Schmid, Walldorf; Rudolf Schneller, Renningen; Erich Schramm, Brandenburg; Bruno Schröter, Brockwitz, Fritz Schulze, Pößneck i. Th.; Rudolf Schurig, Berlin; Fritz Sieber, Landau; A. Solka, Gleiwitz; Gustav Spott, Merseburg; Frau Marie Stengle, Rottweil; Alfred Strehle, Dresden; Gustav Strehler, Grunau; Kurt Streubel, Leipzig; Anton Swedek, Troppau; Werkmeister Richard Trenner, Saalfeld; Zahnarzt A. Tunger, Oelsnitz; Karl Ueth, Tuttlingen; Heinrich Volzer, Böckingen-Heilbronn; Laurenz Weinmüller, Karitschan (Tschechoslowakei); F. Wendt, Hirschberg; Frau Mimi Wolf, Wien; Anton Würtele, Stich (Böhmen); Fräulein Marie Zimmermann, Schwandorf; Josef Anders, Königinhof; Karl von Aspern, Löbau i. Sa.; Hans Bärenrieder, München; Marie Barth, Regensburg; Johann Bauer, Dux (Tschechoslowakei); Franz Bittner, Weißkirch (Tschechoslowakei); Alfred Dietrich, Hartmannsdorf; Friedrich Daenecke Filho, Ijuhy (Brasilien); A. Graf, Neustadt a. H.; W. Grunberger, Annaberg; Karl E. Hoecker, Niebüll; Josef Hofbauer, Mühldorf a. Inn; Rudolf Kaluza, Bochum; Fritz Kobi Sohn, Pieterlen (Schweiz); Alex. Kunzmann, Globenstein; G. Leuschner, Stolp i. Pommern; Heinrich Lotz, Bergen b. Frankfurt; Friedrich Michels, Castrop; Gottlieb Meyer, Sao Leopoldo (Brasilien); Josef Merkle, Ulm; Chr. Pfannenstein, Stuttgart; Gendarmerie-Oberwachtmeister Hermann Paulus, Ellfelder i. Th.; Frau Annie Schmid, Cannstatt; Alfred Sommer, Senftenberg; H. Spühler, Basel (Schweiz); Karl Tebbe, Bochum; Oskar von Uxarevich, Osijek (Jugoslawien); Wilhelm Wagner, Weiden i. Bayern; A. Weber, Berlin-Lichterfelde; Johann Wellers, Essen-Dellwig; Ernst Wendler, Wünschendorf (Tschechoslowakei); Fräulein Johanne

Wortmann, Wartburg (Natal); Stadtsekretär Karl Wüst, Ludwigshafen a. Rhein.

E. Adolf, Schweidnitz; Frau Ella Albrecht, Oelsnitz; Heinrich Bangel, Frankfurt a. M.; Ulrich Bath, Santiago (Chile); Albert Becker, Liebenwerda; Hermine Becker, Kottbus; Karl Becker, Neustadt a. Hardt; F. Bölke, Dessau; Peter Böhmer, Saarbrücken; Frau Maria Deser, München; Trude Dienstfertig, Zittau; Egon Ehrenberg, Königsberg; Johanna Eichler, Neupetershain; Ernst Eicker, Ohligs; Kurt Eifrig, Leipzig-Gohlis; Max Ernst, Gelsenkirchen; Karl Esinger, Hof Bergen (Tschechoslowakei); Erna Essig, Hoheneck b. Ludwigsburg; F. Faatz, Assenheim; Georg Feigs, Beuthen; Frau Gertrud Flemming, Charlottenburg; Hugo Flügel, Berlin-Lankwitz; A. Funke, Berlin; Oskar Gärtner, Chemnitz; Otto Gaßler, Huttwil (Schweiz); Hauptlehrer Ulrich Geis, Fristingen; Fräulein Betty Gerber, Neukirchen; Franz Gozian, Schramberg; Hermann Greiner, Lauscha; Frau Dr. Th. Gumlich, Ludwigshafen; Max Haack, Köppern (Taunus); Grete Hala, Wien; A. Hoeflich, Lodz (Polen); Josef Hofmann, Kronach; Frau Anna Hopfer, Berlin-Friedenau; Steuerassistent W. Jungnitsch, Breslau; Willi Käding, Stettin; Frau Kägi-Metzler, Kirchberg (Schweiz); Bruno Kalweit, Osterode (Ostpreußen); Heinrich Kant, Hof; August Kiesel, Nürnberg; Hanni Knäbchen, Dresden; Revierförster Franz Kohl, Siebengründe (Tschechoslowakei); Bergbeamter Rudolf Korb, Brüx (Tschechoslowakei); Rektor J. Koster, Hochheim a. M.; A. Kunzmann, Globenstein; Johann Kurz, Ternitz (Nieder-Österreich); Hans Lappat, Brunnersdorf; Richard Laugwitz, Wansen; Johannes Lenhard, Oberschlema; Erich Lüdtke, Stettin; Frau Maria Manthey, Bernburg a. S.; H. Th. Müller, Magdeburg-Neustadt; Frau Lisbeth Müller, Schweinfurt; Marie Olowson, Breslau; Frau Stephanie Ortelt, Maria-Kulm (Böhmen); A. Otto, Elmshorn; Anna Peetz, Nürnberg; Bruno Picard, Schlotheim; Bezirksoffizial Josef Pleinert, Brüx (Tschechoslowakei); Carlos Prinzlar, Lageado (Brasilien); Albert Reiners, München-Gladbach; Otto Schinze, Northeim; Lehrer G. Schmidt, Ihlo-

werfehn; Fritz Schönherr, Arnsfeld; Frau Emma Schulder, Wien; Fritz Schwärig, Hamburg; Fritz Seiler, Zürich (Schweiz) Georg Sollmann, Erlangen; E. Spalenka, Settenz-Teplitz (Böhmen); Techniker Kurt Thienel, Plauen; Schulleiter Sepp Rudolf Unterluggauer, Ingolstal (Kärnten); Branddirektor Georg Voegeli, Augsburg; Martin Wächtler, Dresden-Altstadt; Dr. Rudolf Wessibauer, Mettmach (Ober-Österreich); Mathias Weig, Angelwöhr (Tschechoslowakei); Wilhelm Wohlgemuth, Aschaffenburg; Frau Agnes Wolff, Berlin; Frau Maria Wolter, Frankfurt a. M.; Franz Zinke, Tetschen a. Elbe.

In unserem demnächst beginnenden Jubiläumsjahrgang werden wir den Abonnenten der „Bibliothek der Unterhaltung und des Wissens" für die richtige Lösung der zu veröffentlichenden Preisrätsel wiederum

ganz besonders schöne und wertvolle Bücherpreise

bieten. Näheres darüber ergibt sich aus dem 1. Bande, der für die Leser wiederum mancherlei angenehme Überraschungen enthalten wird.

Durch die außerordentlich starke Beteiligung an der Lösung unserer Preisrätsel wurde uns aufs neue bewiesen, daß die Leser unserer „Bibliothek der Unterhaltung und des Wissens" an dem für so vielseitige Ansprüche berechneten Inhalt ihre Freude haben. Für alle uns bei dieser Gelegenheit gewordene Anerkennung und freundliche Zustimmung sprechen wir hiermit unseren Dank aus. Auch weiterhin wird uns jede geeignete Anregung, jede wohlgemeinte Äußerung aus dem Leserkreise stets willkommen sein.

Mit den Einsendungen waren viele Grüße verbunden aus allen Gauen des deutschen Vaterlandes, aber auch in großer Anzahl aus den abgetretenen Gebieten, aus den benachbarten und aus den entfernteren Staaten Europas, ja sogar von treuen Freunden jenseits der Meere, oft im Dickicht der Urwälder geschrieben. Wir danken herzlichst dafür und erwidern sie mit treudeutschem Gruß!

Wir hoffen bestimmt, daß die durch Jahre, ja in vielen Fällen durch Jahrzehnte gehaltene Treue auch in Zukunft unserer „Bibliothek" erhalten bleibt, die ja mit Band 1, Jahrgang 1926 als Jubiläumsjahrgang in die Hände unserer Leser gelangen wird. Mit erneutem Eifer werden wir alles daran setzen, den alten guten Ruf unserer roten Bände fernerhin sorgfältig zu wahren und ebenso wie bisher das Neue und in die Zukunft Weisende, das Beste von Unterhaltendem und Belehrendem, von Frohem und Ernstem zu bringen.

Union Deutsche Verlagsgesellschaft Stuttgart

Schriftleitung der Bibliothek der Unterhaltung und des Wissens

Herausgegeben unter verantwortlicher Redaktion von Stephan Steinlein in Stuttgart, in Österreich verantwortlich Robert Mohr, Wien.



Magerkeit wirkt unschön

Schöne volle Körperformen durch **„Hegro-Kraftpulver"** in 6—8 Wochen bis 30 Pfund Zunahme. Garantiert unschädlich. Ärztlich empfohlen. Viele Dankschreiben. Preis Karton mit Gebrauchsanweisung 3 M. Porto 30 Pf.

Simon's Apotheke, Berlin C 2/161, Spandauerstraße 17

Berlins älteste Apotheke

Union Deutsche Verlagsgesellschaft, Stuttgart, Berlin, Leipzig

Der Pilzsammler

Bearbeitet von Felix Martin

Mit 2 Tafeln in Mehrfarbendruck

Unentbehrlich für jeden, der ausgeht, manch ein Gericht schmackhafter Pilze nach Hause zu tragen.

Gebunden Rm. 1.40

Zu haben in allen Buchhandlungen



O- u. X-Beine heilt

der

Beinkorrektions-Apparat

(Deutsch. Reichspat. 335318. Auslandspat.)

Ohne Tagesanwendung! Ohne Berufsstörung!

Wir besitzen nur freiwillige Dankschreiben von Geheilten bis zum 52. Lebensjahr. Verlangen Sie gegen Einsendung von 1 Rm. unsere physiologisch-anatomische Broschüre

Arno Hildner / Chemnitz Sa E 14

Wissenschaftl. orthopädische Werkstätten

(Fachärztliche Leitung)

Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart

Der ehrbare Kaufmann und sein Ansehen

Von

Oswald Bauer

4. Auflage. 182 Seiten Text

Geb. Rm. 4.—

Kein Kaufmann, der etwas auf sich und die Achtung seines Standes hält, darf dieses Buch ungelesen lassen.

Zu haben in allen Buchhandlungen

Union Deutsche Verlagsgesellschaft, Stuttgart, Berlin, Leipzig

Ein Bildersaal der Weltwunder für jedermann

Die Wunder der Welt

Hervorragende Naturschöpfungen und staunenswerte Menschenwerke aller Zeiten und Länder in Wort und Bild

Zum größten Teil nach eigener Anschauung geschildert von

Ernst von Hesse-Wartegg

952 Seiten Text mit 956 Bildern
und 30 mehrfarbigen Kunstbeilagen
In 34 Lieferungen zu je Rm. 1.—
(die Lieferungen können acht- oder vierzehntägig bezogen werden)

Der Inhalt gliedert sich wie folgt:

Afrika: Marokko, Algerien, Tunesien, Ägypten.

Asien: 1. Vorderasien: Palästina, Kleinasien, Mesopotamien, Persien. 2. Indien und Mittelasien: Ceylon, Vorderindien, Hinterindien, Java, Tibet, Turkestan. 3. China und Japan.

Australien und Ozeanien mit Antarktis: Australischer Kontinent, Neuseeland, Melanesien, Mikronesien, Polynesien, Antarktis.

Amerika: Nordamerika, Mexiko, Mittelamerika und Westindien, Südamerika.

Europa: Spanien, Frankreich, Schweiz, Italien, Österreich-Ungarn, Türkei, Griechenland, Rußland, Skandinavien und Island, England, Deutschland.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen

Union Deutsche Verlagsgesellschaft, Stuttgart, Berlin, Leipzig

Mit dem nebenstehend angezeigten, ungewöhnlich reich mit prachtvollen Abbildungen geschmückten Werke

Die Wunder der Welt

bieten wir ein hochinteressantes und der weitesten Verbreitung würdiges Buch der bedeutendsten Sehenswürdigkeiten aller Erdteile. Was in allen Zeiten die Naturkräfte an Merkwürdigem hervorbrachten, in plötzlicher gigantischer Umwälzung oder in unablässiger Arbeit von Jahrmillionen, was Menschengeist Großartiges ersann und unter Menschenhänden erstehen ließ, der staunenden Nachwelt zur Bewunderung, was fremde Kultur und Sitte an Absonderlichkeiten schuf — das alles ist in diesem Werke zu einem umfassenden Ganzen zusammengetragen: ein fesselndes Anschauungs- und Bildungsmaterial für alt und jung, für Haus und Schule, für den Gelehrten und Laien.

Stimmen der Presse:

Von sieben Weltwundern hat das Altertum erzählt. Wie wenig und gering sind sie im Vergleich zu denen, die es heute für den Menschen zu bestaunen gibt, seien es Merkwürdigkeiten, die die Natur hervorbrachte, seien es Werke, die der Menschengeist ersann, oder seien es Schönheiten und Absonderlichkeiten, die in Kultur und Sitte der Völker ausgebildet worden sind. Die Fülle dessen, was er von diesen Wundern und Wunderlichkeiten als unermüdlicher Wanderer aufgesucht und gesehen hat, hat E. v. Hesse-Wartegg in seinem Werk zusammengetragen.

Tägliche Rundschau, Berlin

Die Illustrationen sind in verschwenderischer Fülle teils nach Photographien, teils farbig in vorzüglicher Weise ausgeführt und über das groß angelegte Werk ausgestreut. Für die Gediegenheit des Textes bürgt allein schon der Name Hesse-Wartegg

München-Augsburger Abendzeitung

Ein Werk, das nicht allein Wissenschaftler, sondern jeden Menschen erfreuen wird, der Sinn für eine über das Alltagsgeklingel hinausgehende Lektüre und für Natur- und Kunstschönheiten besitzt.

Deutsche Lehrerzeitung, Berlin

Prächtige Bilder, darunter farbige Kunstblätter von hohem Werte, unterstützen das Verständnis des Lesers aufs beste.

Trierische Zeitung

Man fühlt aus jeder Zeile, daß der Verfasser alles, was er beschreibt, selbst gesehen hat, wie auch die meisten photographischen Bilder von ihm selbst mit sicherem Gefühl für charakteristische und gleichzeitig künstlerische Wirkung an Ort und Stelle aufgenommen wurden. Die autotypischen Wiedergaben sind ausgezeichnet und die Kunstbeilagen haben nahezu den Farbenreiz von Handaquarellen. Die klare Art, in welcher der Verfasser, gestützt auf ein ganz erstaunliches Wissen, mitteilt, was er auf seinen Wanderfahrten gesehen hat, gibt dem Werke ganz besonderen Reiz und Wert.

Leipziger Tagblatt

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen

Union Deutsche Verlagsgesellschaft, Stuttgart, Berlin, Leipzig

Ein Bildersaal der Weltwunder für jedermann

Die Wunder der Welt

Hervorragende Naturschöpfungen und staunenswerte Menschenwerke aller Zeiten und Länder in Wort und Bild

Zum größten Teil
nach eigener Anschauung geschildert
von

Ernst von Hesse-Wartegg

952 Seiten Text mit 956 Bildern
und 30 mehrfarbigen Kunstbeilagen
In 34 Lieferungen zu je Rm. 1.—
(die Lieferungen können acht- oder vierzehntägig bezogen werden)

Der Inhalt gliedert sich wie folgt:

Afrika: Marokko, Algerien, Tunesien, Ägypten.

Asien: 1. Vorderasien: Palästina, Kleinasien, Mesopotamien, Persien. 2. Indien und Mittelasien: Ceylon, Vorderindien, Hinterindien, Java, Tibet, Turkestan. 3. China und Japan.

Australien und Ozeanien mit Antarktis: Australischer Kontinent, Neuseeland, Melanesien, Mikronesien, Polynesien, Antarktis.

Amerika: Nordamerika, Mexiko, Mittelamerika und Westindien, Südamerika.

Europa: Spanien, Frankreich, Schweiz, Italien, Österreich-Ungarn, Türkei, Griechenland, Rußland, Skandinavien und Island, England, Deutschland.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen

Union Deutsche Verlagsgesellschaft, Stuttgart, Berlin, Leipzig

Mit dem nebenstehend angezeigten, ungewöhnlich reich mit prachtvollen Abbildungen geschmückten Werke

Die Wunder der Welt

bieten wir ein hochinteressantes und der weitesten Verbreitung würdiges Buch der bedeutendsten Sehenswürdigkeiten aller Erdteile. Was in allen Zeiten die Naturkräfte an Merkwürdigem hervorbrachten
oder in unablässiger
schengeist Großartiges
stehen ließ, der staune
fremde Kultur und S
alles ist in diesem We
mengetragen: ein fess
terial für alt und jung

Sti

Von sieben Weltwund
gering sind sie im Vergle
bestaunen gibt, seien es
seien es Werke, die der
und Absonderlichkeiten, d
worden sind. Die Fülle d
derlichkeiten als unermüd
E. v. Hesse-Wartegg in

Die Illustrationen sin
graphien, teils farbig in
angelegte Werk ausgestr
schon der Name Hesse-W
M

Ein Werk, das nicht
erfreuen wird, der Sinn
Lektüre und für Natur-

Prächtige Bilder, daru
terstützen das Verständni

Man fühlt aus jeder
selbst gesehen hat, wie a
selbst mit sicherem Gefü
Wirkung an Ort und
Wiedergaben sind ausge
Farbenreiz von Handaq
gestützt auf ein ganz e
Wanderfahrten gesehen
Wert.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen


Biblioteka Główna UMK
300020176199

